

Wenburger Sitzstimmer war Vorwort gefolgt, eine ganze Anzahl Ehrenabschiede wurden zu haben. Der Staatsrat leitete die Verhandlungen Jahre Aufwärts, 1000 Wort Gebirge sowie Verfall der Bürgerlichen Ehrenrechte auf sechs Jahre, gegen die mitgelagerten Ehrenten B. wegen Scherens zum Betrages von 100000 Mark. Die Ehrenten lautete wegen Verfalls in sechs Jahren sowie wegen eines Betrages von 100000 Mark auf dreizehn Jahre Gefängnis und Abschaffung der Bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren.

Im Wandel der Zeiten.

England als Freund der amerikanischen Sklaverei. Die Engländer haben während ein besonderes Interesse für den amerikanischen Bürgerkrieg bei sich entdeckt. So führten die britischen Mächte nach der Friedensnote Wilsons einmütig den Einbruch Wilsons an, der sich die Friedensvermittlung verbot, und in der 'Times' schreibt nun F. S. Oliver eine lange 'Antwort an Wilson', in der auf die Haltung der Nordstaaten im Bürgerkrieg hingewiesen wird. Ein besonderer Bestandteil des Artikels unterrichtet dann noch die Tatsache, daß Amerika sich bereits die englischen Hilfsworte 'verboten' habe, und England müsse nun daselbst tun. Die Engländer hatten bisher es häufig vermieden, die Geschicksepoche zu erwähnen, wenn sie Einbruch auf Amerika machen wollten. Es muß als Zeichen der höchsten Verlegenheit erscheinen, daß sie sich nun nicht mehr anders helfen müssen, als durch die feindliche Gefährdung, während ihre höchst unehrliche Haltung in jeder Zeit gegen Amerika auszuweisen. Die Engländer haben nämlich damals ganz offensichtlich auf Seiten der Sklaverei in den Nordstaaten gehandelt und den Nordstaaten die größten Schwierigkeiten bereitet. England, für das der Sklaverei nach einem Krieg, das den englischen Hilfsworten 'verboten' hat, und England müsse nun daselbst tun. Die Engländer hatten bisher es häufig vermieden, die Geschicksepoche zu erwähnen, wenn sie Einbruch auf Amerika machen wollten. Es muß als Zeichen der höchsten Verlegenheit erscheinen, daß sie sich nun nicht mehr anders helfen müssen, als durch die feindliche Gefährdung, während ihre höchst unehrliche Haltung in jeder Zeit gegen Amerika auszuweisen. Die Engländer haben nämlich damals ganz offensichtlich auf Seiten der Sklaverei in den Nordstaaten gehandelt und den Nordstaaten die größten Schwierigkeiten bereitet. England, für das der Sklaverei nach einem Krieg, das den englischen Hilfsworten 'verboten' hat, und England müsse nun daselbst tun.

Mehr als einmal war die englische Regierung nach dem Ausbruch der Sklaverei des Scheiterns in den Bürgerkrieg eingegriffen. Die herrschenden Mächte standen durchwegs auf Seiten der Rebellen, und die 'Times' berief sich sogar damals einschneidend darauf, daß die Sklaverei in der Bibel nirgends ausdrücklich verboten sei. 'Die eintreffenden Klagen waren ein Zeugnis einer Seele mit dem Glauben', hat der englische Geschichtsschreiber M. A. Carby in seiner 'Geschichte unserer Zeit'. Wenn Lincoln die Seiten auf die Sympathien der Engländer geöffnet hatten, so haben sie sich bitter geteilt. Alle Mißgeschick, die die Nordstaaten in ihrem gerechten Kampf gegen die aufrührerischen Sklaverei erleiden konnten, erregten die Aufmerksamkeit der größten Unheil, da man hier allgemein in der Schwärzung der abtrünnigen 'Lichter' den größten Nutzen erblickte. Als ein Kreuzer der Nordstaaten das englische Kreuzfahrtschiff 'Trent', das Abgelandte der Sklaverei in den Händen hatte, nachweislich, versuchte in London die nächste Embargo, und mit jener hochschwebenden Brutalität, die ein Charakteristikum der englischen Politik ist, zwang man den darüber tief erbitterten Lincoln zur Öffnung.

Noch offensichtlicher ergab England für die Nordstaaten Partei, indem es duldet, daß der Kreuzer 'Albatross' an anderer Nordwestküste die drei Schiffe abfing, aber unter englischer Flagge mit englischer Mannschaft und englischen Kanonen die Handelsflotte der Nordstaaten wegnahm, ohne Einbruch der rüberischen Tun vorzusetzen. England wurde denn auch später durch ein in Genf tagendes Schiedsgericht zum Ersatz aller durch diese Schiffe erlittenen Verluste verpflichtet. Die Siege der Nordstaaten nahm man in London geradezu mit stiller Entrüstung auf. Zugeht wurde für die gerechte Sache des Nordens die englische Arbeiterpartei genommen, und zwar war es die Verbindung der Sklaverei (22. September 1862), die

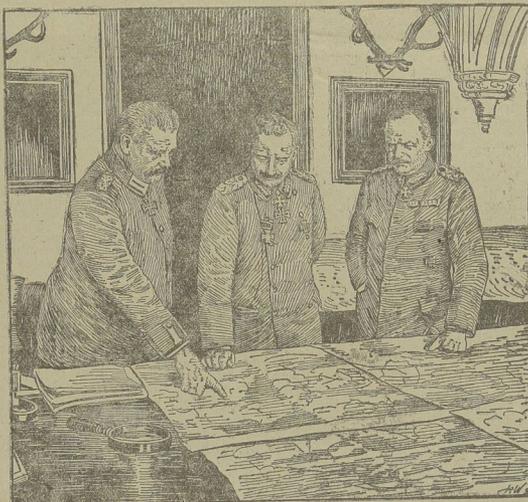
den Umkehrung hervorrief. Die englische Regierung blieb auch damals noch feindselig. 'Die 'Times' mit heute für die Fortführung des Krieges durch England das Beispiel des Deutsch-Amerikaner Karl Schurz anführt, der damals Lincoln zur Verfestigung des Genesapositionsbefehls drängte, um jede Einmischung von England und Frankreich zu verhindern. Aber so wenig die ungerechte Sache des heiligen Englands mit der gerechten Sache der Nordstaaten zu tun hat, so wenig kann sie Ehreung als freigelegenen aufzuweisen, der in seinen Lebenserinnerungen gerade die unehrenhafte und heimtückische Haltung Englands vor dem Urteil der Nachwelt gebendurteilt hat.

Feldgrau „A-Boote“.

Neues aus der Soldatenprache. Einen Wortschatzunterlauf nennt die Sprache unserer Feldgrauen U-Boot. Hier hat der gleiche Anfang der beiden Worte Unterland

Im Großen Hauptquartier im Januar 1917.

Von links: Hindenburg, Kaiser Wilhelm, Ludendorff.



Unter Kaiser, Hindenburg und Ludendorff bei der Arbeit. Auf dem weiten Tisch sind die Karten ausgebreitet. Sie zeigen die Stellungen unserer Gegner und die unigen. Schöners Beobachtungswert liegt auf den Gesichtern der drei Männer, die sich darin verlieren, alle Vorteile für uns aus dem Gelände herauszuforschen und die Mittel und Wege zu finden, unseren Gegnern möglichst Abbruch zu tun,

haben. Ferner heißt der Spring bei ihnen 'Ehrenkavalier' oder mit abelo gutem Humor 'verlängerter Gardehaken'. Eine andere Bezeichnung für ihn, die in der letzten Zeit immer mehr Verbreitung gefunden hat, ist Unterboot oder U-Boot.

Wenn also ein Feldgrauer an seine Lieben in der Heimat schreibt, daß es zum Abbruch 'U-Boots' mit Gardehaken' gehen würde, so bedeutet das Spring mit Hellfarbstein. In den Militärkreisen wird die Bezeichnung U-Boot genannt. In den Kasernen und in den jetzigen Quartieren und anderen Unterkasernen, die die Anstellung von Soldatenbeständen ermöglichen, wird das untere Wort gewöhnlich U-Boot genannt, während das obere 'Unterboot' oder 'Boots' heißt. Wer einmal in einem Mannschaftsraum einer Kaserne gewesen ist, der weiß ja, daß aus Gründen der Kameradschaft dort gewöhnlich zwei Betten übereinander stehen. Schon vor dem Kriege war in der belanderten Sprache unserer Soldaten, die an der Eigen-

heit bei jeder Gelegenheit zu schlagen. Hindenburg erklärt, seine nervige Frau zeigt gewiß auf einen wichtigen Punkt, der Kaiser folgt gespannt den Worten und Hindenburg und Ludendorff sind aufmerksam als die bisher einzigen Mitglieder des Groß-

artigkeit, dem Humor und der Reichhaltigkeit seiner alle anderen Sonder- und Stabesbrüder überhöht die Bezeichnung Kahn für die Welt sehr gewöhnlich. Der Gebrauch des Wortes Kahn in dieser Bedeutung der Soldatenprache hat seine eigene und sehr merkwürdige Geschichte. Noch heute pflegen manche aus dem niederbayerischen Sprachgebiet, stammende Soldaten das Selbstwort als 'Kahn' (kleinen Kahn) zu benennen. Dieser Ausdruck ist aber nichts anderes als die deutsche Umbildung eines französischen Wortes, nämlich lit de camp (Feldbett). Während der französischen Okkupation am Anfang des vorigen Jahrhunderts brachten französische Soldaten die Bezeichnung lit de camp nach Deutschland, und in besonderen auch nach Niederdeutschland, wo sie bald die eigenartige Umbedeutung in 'Kahn' erhielt. Als man die Umbedeutung der Bezeichnung nicht mehr kannte, sagte man einfach

Kahn für Feldbett, und diese Bezeichnung bürgerte sich später in ganz Deutschland beim Militär ein.

Jetzt hat der deutsche Soldat sogar ein besonderes Zeitwort gefunden, das so viel wie schlafen bedeutet. In diesem Krieg ist dem der Soldatenhumor zu den Bezeichnungen U-Boot und Schlafbüß (Sappelin) für obers und unteres Bett gelangt.

Gesundheitspflege.

Sein Mittel gegen Frostbeulen. Die an Sonnenbränden leidenden seien auf ein vorzüglich wirksames Heilmittel hingewiesen: den regelmäßigen Gebrauch von Feder-Grünteig, möglichst morgens und abends je 5 bis 10 Minuten. Durch die damit verbundenen schließlichen Anstrichen der Epithelzellen, die bedeutend größer ist als beim Gebrauch gewöhnlicher Salben, wird der Blutstrom in den Händen ohne Zweifel stark angeregt und somit die wesentliche Bedeutung zum Erhitzen der Hände, die Anstrichung, beibehalten. Ein Hauptgewicht ist ferner auf heißes trockenes Hände und Füße zu legen. Man wolle die Hände nicht übermäßig nur mit warmem Wasser, sondern auch mit kaltem Wasser abspülen, das beim Gebrauch kalten Wassers. Sticht nur solches zur Verfügung, so trockne man die Hände am Ofen oder über einer offenen Flamme gut ab. Weiterhin ist das Einreiben der Hände und Füße mit einer guten Frostsalbe abends vor dem Schlafengehen sehr zu empfehlen.

Vermischtes.

Polens Wappen. Der Anführer von Warschau sagte nach Anhören des Gutachten, des Direktors des Warschauer Nationalmuseums Gombrowski einmütig einen Beschluß über das polnische Staatswappen. Danach soll das Wappen den von 1821 gleichen. Es wird sich auf der linken Hälfte des jetztzeitigen Schildes einen weißen, gekrümmten Adler, auf der rechten Hälfte einen gewappneten Adler zeigen; die große Stanislauskrone krönt das ganze Wappen.

Marmeladetrebs und Katenkochen. Unter diesen schönen Ziteln legen die neuesten Pflichtenempfehlungen, mit denen die französische Presse in jeder einmal besprochen hat, das Deutschland einseitig am Besten sein. Es hat der 'Gaulois' seinen Lesern einen Artikel aus allerbesten Geheimquelle stammenden Bericht vor, nach welchem in Samburg täglich 30 bis 50 Arbeitersterben am Marmeladetrebs herbeikommt. Damit soll natürlich unüberdacht dargestellt werden, daß man in Samburg überhaupt noch nach Marmelade lebe. Gerade typisch und bezeichnend für den nichtmerkbaren, sich selbst überhebenden Gründungsgeist der französischen Presse ist eine andere französische Meldung, die zu erzählen weiß, daß in München bei einer Wagenoperation die Ärzte zu ihrem größten Entsetzen im Magen des Kranken einen drei Zentimeter langen Katenkochen gefunden hätten, der dem Patienten Katererkrankung erlitten hätte. Unbegreiflich verurteilt hat er. Es ist wirklich schade, daß die 'Gaulois-Guten' nicht als menschliche Natur zu gebrauchen sind; denn in diesem Falle könnte Deutschland sich mit der denkbar größten Beihilfe aus dem großen Genesende der Genuß ermahnen.

Der alte Photograph. In Marseille lebt ein Photograph, der einen großen Sinn für Aktualität besitzt und sich damit dieser Geisteszeit verdient er, wie ein Pariser Blatt erzählt, viel Geld, indem er in seinem Atelier ein Krankenstuhlwort bewahrt, das er auf Wunsch jeder Dame ansetzt, die sich in herabgehörte Pole photographieren lassen wollte. Da dies aber heute veraltet ist, hat er nunmehr eine neue Serie erfunden, die man heißen könnte: 'Der griechische Patriot, Anhänger von Venizelos, nach Marseille zugewandert, um der Politik des Königs Konstantin zu entziehen'. Der Photograph hält für alle männlichen Besucher ein griechisches Nationalkostüm bereit, und viele in Marseille wohnhafte Griechen haben bereits diese neuen Nummern wie billige Gelegenheitsbekleidung, um sich in den Vordergrund politischer Betätigung zu stellen.

Wetter einrichtet. Die Finger wurden ihm von Käse heiß; aber das hinderte ihn nicht, mit doppelter geliebter Wohlwille unter dem Rod und mit einer Pferdebede um die Weite in der ungeliebten Scheune vor der zugigen Lute zu sitzen, durch die es das Licht zur Arbeit erhielt.

Seine tief stehende im Laufe herum. Er ließ sie schlafen. Solange er aber seinen Gedanken und Mätern die Wirklichkeit nicht nachschaffte, hatte sie kein Recht im Bewußtsein zu machen. Und die Wirklichkeit war in streifendem Zuge, seit der neue Bauer eingezogen war, darüber gab es nur eine Stimme. Niemand konnte ihm nachsagen, daß der 'Dorf-Maßel' ein 'lateinischer' Bauer geworden sei. So war er auch jetzt in den letzten Wärtungen den letzten Tag im Frieden und arbeitete mit den Füßen um die Weite. Als er den Flug an einem Ende der Stoppel wieder denken wollte, sah er die Seine, die junge Wittmad, vom Dorf auf sich zukommen.

Er wartete, ob sie ihm etwas zu bestellen habe. Nun stand sie vor ihm, ein hübsches Mädchen mit strohblondem Haar und lütligen, grauen Augen, und richtete aus, daß ein Fremder Herr auf dem Dorf und ihm sprechen wolle. Er schaltete den Kopf erst müde in den Vater zu Grunde schlafen, dann wurde er kommen, eine halbe Stunde hatte das noch nicht dauern.

und Unterboot dazu gehört, daß der Feldgrau U-Boot in Rede stehenden Unterland erst Unterboot und dann U-Boot genannt hat. Wie sehr die großen Entwürfe unserer Unterboote, die Anstellung auf der Landeshöhe gefunden haben, kann man daraus ersehen, daß diese drei Namen U-Boot noch auf verschiedene andere Gegenstände übertragen haben.

Der Ring, der ja für die Mächtkämpfer gegenwärtig eine große Rolle spielt, ist aber die Feldgrauen doch noch über zu haben und zu schneiden bekommen, ist bei diesen mehrere Eigenschaften. Die Namen 'Feldgrau' und 'Schwimmring' sind Bezeichnungen, die man schon bis in die Landeshöhezeit zurückverfolgen kann; bei den Landeshöhezeit wurde der Ring überhaupt in dieser Weise gekennzeichnet, während unsere Feldgrauen heute Ausdrücke ausschließlich für den Weisheit Spring festgelegt

mit hinterlassenden Bahnen. Sie hatte die Augen geschlossen vor seinem linselnden Bild, in dem es wie Rascheln laerte. Das Haupt gegen ein willensloses Opfer, hatte sie vor ihm gestanden und auf den löblichen Streich gewartet. Aber er hatte die erhobenen Hände nicht lassen und mit eiserner Ruhe gelagt: 'Noch einmal das, und ich schlage dich zu Boden!' Dann war er hinausgegangen und erst spät in der Winternacht heimgekommen, müde und ganz schmerzhaft und zerschmettert. Dann kamnte ihr Geisler bei.

Und eines Tages war Fimmel nach Wahn gefahren und hatte den Schulmeister aufgefunden, an den ihn Professor Bolthard hatte weisen wollen. Ein blauer, junger Mensch, kaum älter als er selbst, hatte vor ihm gestanden und durch die Brillengläser starrte an dem harten und hochaufgesetzten Bauern emporgelacht, der etwas weglegen davon anging, daß er Zeidenunterricht nehmen wollte, zweimal in der Woche nach Feierabend.

Bei diesem und der Komposition ein; denn daß Fimmel Meyer ihm an Leben und Können hinnehme voran war, hatte er bald erkannt; nur die richtige Anleitung war nötig, um die Anordnungen vor Umwegen und Irrwegen bei seinem Streben zu bewahren. Bald holte Fimmel auch den Kasten mit Farben hervor, die in schöner Reihenfolge geordnet, aber wenig benutzt dolagen; und nur begann Fimmel Meyer in den ersten Vorarbeiten des Bauernkennens zu lernen.

In der ersten Zeit hatte Fimmel ihm gern zugehört. Es hatte ihrer Gütlichkeit geschmeichelt, daß der Bauer vom Volken-Siemersischen Hofe so ganz anders war als die Nachbarn. Mit Zeit hatte sie in seinen Vorarbeiten des Bauernkennens seine Zeichnungen gemieit, und der Schullehrer von Neuenfeld, der sich über den Bauern ärgerte, hatte für ihn den Spitznamen des Dorf-Maßels erfunden und in den Mund der Leute gebracht, die ihn lachend nachschwaften, ohne ihn zu verstehen. Als dann aber an den Tagen Wintergerates, an denen der Bauer viel freie Zeit hat, immer immer häufiger nach Wahn ging, um seinen Lehrer anzuhören, er machte in Fimmel die Erfahrung. Seine Kunst machte ihn ihr abspenstig. Darum begann sie ihn zu jähren, und es kälter das Verhältnis zwischen dem Gelehrten wurde, desto mehr schickte sie über die brotlosen Hände, mit denen man Feinwand findet dem Ofen herbeibrachte.

Der junge Lehrer und der städtische Schüler empfanden vom ersten Augenblick an eine gegenseitige Neigung. Und nur später, als er über die Schlämmer, und Johannes Hofstall führte seinen Gefühlen in die theoretischen Geheimnisse der

Beilage zu Nr. 8 des „Nebräer Anzeiger“.

Nebrä, Sonnabend, den 27. Januar 1917.

Aufruf zur freiwilligen Abgabe von Speck und Dauerwaren für die Munitionsarbeiter.

Unsere siegreiche Armee braucht, um dem Ansturm der Feinde standhalten und den Krieg bald zu einem glücklichen Ende führen zu können, noch viel mehr Munition wie bisher; deshalb gilt es, die Arbeitskräfte unserer in der Munitionsindustrie tätigen Volksgenossen zu stärken und zu sichern, und dies ist nur möglich, wenn ihnen ausreichende und gute Ernährung geboten wird.

Der Feldmarschall von Hindenburg wendet sich daher an alle Landwirte und Nichtlandwirte, die sonst dazu in der Lage sind, mit der Bitte:

„Gebt für die Munitionsarbeiter freiwillig ab, was Ihr nur irgend entbehren könnt“!

Diesem Rufe folgend ist auch in unserem Kreise eine Hindenburgsammlung eingerichtet.

Alle Ortsbehörden nehmen hierzu Anmeldungen von geräuchertem Speck und sonstigen Fettdauerwaren, welche gegen Bezahlung erbeten werden, entgegen; diese Spenden gelangen alsdann durch Vermittelung der Kreisfettstelle an die Provinzialfettstelle zur Abführung in die Industriebezirke.

Kreiseinwohner, vor allen Ihr Landwirte, helft, daß auch zu dieser fortlaufenden Spende der Kreis Quersfurt wie bisher bei allen solchen Gelegenheiten, gern und freudig sein reichliches Teil beibringt. Hilfe tut not, es handelt sich um die Zukunft unseres Vaterlandes!

Wir erwarten, daß von je 50 Pfd. Lebendgewicht eines Schweines, welches bereits geschlachtet ist oder noch geschlachtet werden soll, mindestens 1 Pfd. Speck abgeliefert wird.

Quersfurt, den 9. Dezember 1916.

**Der Kreis Ausschuß
und die Vorsitzenden der landwirtschaftlichen Vereine.**

von Helldorff-Quersfurt, Graf von der Schulenburg-Hefler-Bizenburg, Behm-Schloß Quersfurt, Foerster-Frenburg a. U., Löhne-Nemsdorf, Wünsch-Gröst, Loth-Obereichstädt, Wanfer-St. Ulrich.



Von den Kriegs-Schauplätzen.

Großes Hauptquartier, 23. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Nordöstlich von Amentiers drangen Erkundungsabteilungen bayerischer Regimenter in die feindlichen Gräben und kehrten mit einigen Gefangenen und Maschinengewehren zurück. Gegen unsere Stellung nordwestlich von Fromelles vorgehende englische Truppen wurden abgewiesen. Im übrigen behinderte nur zeitweilig nachlassender Dunst die Artillerie- und Fliegertätigkeit.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarshalls Prinz Leopold von Bayern.

Längs der Düna und nordwestlich von Luck steigerte sich vorübergehend das Artilleriefeuer. Westlich von Dinaburg vertrieb unsere Grabenbesatzung eine russische Streifabteilung, die im Morgengrauen in die vorderste Linie eingedrungen war.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

An einigen Stellen der Waldkarpathen und des Grenzgebirges zur Moldau kam es bei sichtigem Frostwetter zu regeren Artilleriekämpfen. Bei Vorfeldgefechten nahmen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen dem Gegner zwischen Slanie und Putna-Tal 100 Gefangene ab und schlugen südlich des Casinu-Tales stärkere feindliche Vorstöße zurück.

Heeresgruppe des Generalfeldmarshalls von Mackensen.

Am unteren Putna-Lauf hatten Vorpостengefechte ein für uns günstiges Ergebnis. In der Dobrudscha überschritten bulgarische Truppen bei Tulcea den südlichen Mündungsarm der Donau und hielten sich Nordufer gegen russischen Angriff.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Großes Hauptquartier, 24. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei fast durchweg klarem Frostwetter blieb in den meisten Frontabschnitten die Kampftätigkeit in mäßigen Grenzen.

Die Flieger nutzten die günstigen Beobachtungsverhältnisse für ihre vielseitigen Aufgaben aus. Die Gegner küßten in zahlreichen Luftkämpfen und durch unser Abwehrfeuer sechs Flugzeuge ein.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarshalls Prinz Leopold von Bayern.

Beiderseits der Na und südlich von Riga haben sich für uns günstig verlaufende Kämpfe entwickelt. Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

Bei strenger Kälte nur stellenweise lebhaftes Artilleriefeuer und Vorfeldgefechte.

Heeresgruppe des Generalfeldmarshalls von Mackensen.

Das Nordufer des St. Georgs-Armes nördlich von Tulcea ist wieder aufgegeben worden.

Großes Hauptquartier, 25. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Im Artois, zwischen Amiens und Somme und an der Aisne-Front nahm die Kampftätigkeit der Artillerie und Minenwerfer zeitweilig zu. Mehrfach kam es im Vorfeld der Stellungen zu Zusammenstößen von Erkundungsabteilungen. Südöstlich von Berry-an-Bac (nordwestlich von Reims) drangen preussische und sächsische Stoßtrupps in die französischen Gräben ein und kehrten nach erbittertem Kampf mit einem Offizier, 30 Gefangenen und 2 Maschinengewehren zurück.

Heeresgruppe Kronprinz.

Durch fortwährenden Einbruch gelang es an der Combrès-Höhe zwei Erkundern eines hannoverschen Reserve-Regiments, einen an Zahl dreifach überlegenen Posten der Franzosen zu übermächtigen und mit einem Maschinengewehr in die eigene Linie zurückzubringen. In den Vogesen scheiterte am Hilfenstift der Vorstoß einer französischen Streifabteilung.

Klares Wetter begünstigte die beiderseitige Fliegertätigkeit.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarshalls Prinz Leopold von Bayern.

Beiderseits der Na brachten unsere Angriffe mehrere russische Waldstellungen in 10 Kilometer Breite mit 14 Offizieren, 1700 Mann und 13 Maschinengewehren in unsere Hand. Starke Gegenstöße herangeführter Reserven konnten unsere Fortschritte nicht hindern. Westlich von Luck brachen Sturmtrupps rheinischer Regimenter in die Dorfstellung von Semernyk ein und holten 14 Gefangene heraus.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

Gefechte von Jagdabteilungen und nur vereinzelt stärkeres Artilleriefeuer wiederholten sich täglich in dem verschneiten Gebirge. Zwischen Casinu- und Putna-Tal wurden dem Gegner 50 Gefangene abgenommen.

Heeresgruppe des Generalfeldmarshalls von Mackensen.

In der rumänischen Ebene herrschte bei strenger Kälte im allgemeinen Ruhe. Längs der Donau Geschützfeuer von Uter zu Uter und Postengeplänkel.

Mazedonische Front.

Feuerüberfälle im Cerna-Bogen und Gefechte ohne Belang in der Struma-Ebene.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Kaisers Geburtstag 1917.

Zum dritten Male vom rollenden Kanonendonner eifrig vernehmter Fronten begleitet führt sich der Geburtstag unseres allerhöchsten Landesherrn. Was an Liebe und Verehrung das deutsche Volk stets und zu allen Zeiten seinem Monarchen entgegenbringen konnte, am diesmaligen Geburtstag des Kaisers wird es diese Empfindungen reiflos offenbaren. Auch den schärfsten politischen Gegnern, die zu Friedenszeiten wenn auch nicht die Persönlichkeit, so doch die Regierungsgewalt des Kaisers bekämpfen — auch ihnen wird nach den inzwischen vor sich gegangenen Weltereignissen eine herzliche Teilnahme am Geburtstagsfeste unseres Kaisers ein unabwendbares Bedürfnis geworden sein.

Durch 29 schwere Regierungsjahre hindurch hatte unser Kaiser bei jeder Gelegenheit dargetan, daß es ihm als höchste Aufgabe galt, das deutsche Volk einer friedlichen Aufwärtsentwicklung entgegenzuführen, bis schließlich, vom Reid und von der Mißgunst schließlicher Nachbarn geboren, der Weltkrieg dennoch ausbrach. Wie dann unser Kaiser, die Rolle des Friedensfürsten mit dem ehernen Schwerte des Schlachtenlenkers vertauschend, seit nunmehr zweieinhalb Jahren die Verteidigung des bedrohten Vaterlands übernahm, wie Arbeit und Sorge ihn seitdem nimmer ruhen ließen und sein Tagewerk zu einer schier unerschöpflichen Arbeit gestaltet haben, der er sich heute noch mit gleicher nie versagender Ausdauer widmet wie am ersten Tage, alles das hat das deutsche Volk zu unmittelbar miterlebt, um es je zu vergessen. Auch seine einstigen politischen Widersacher haben in diesen letzten Jahren die Persönlichkeit unseres Kaisers anders als früher anschauen gelernt; ihr leger Widerstand

gegen seine Regierungsführung mußte angesichts des hochherzigen Friedensangebotes der Vorweihnachtstage dahinschwinden.

Wir wissen, wie unsere Feinde dieses Friedensangebot beantwortet haben. Aber mag dadurch das Ende dieses mörderischen Krieges auch abermals um ein Stück hinausgeschoben sein — einen Gewinn hat uns das hochherzige Angebot unseres Kaisers gebracht: das restlose Vertrauen des ganzen Volkes zu seiner Regierungsführung in dieser schweren Zeit. Und dieses restlose Vertrauen wird heute am Geburtstag unseres Kaisers alle deutschen Herzen in dem heißen Wunsche vereinigen, daß das Schicksal unserem Landesvater vergönne möge, eine siegreiche Durchführung der auf ihn lastenden Aufgabe vollenden zu dürfen, und daß nach endlicher Erkämpfung eines stolzen Friedens ihm noch lange Jahre hindurch vergönnt sein möge, im Kreise der Seinen und getragen von der Liebe des deutschen Volkes den Segen seiner jetzigen Tätigkeit emporkommen zu sehen.

Vermischtes.

Am 25. Januar sind 3 neue Bekanntmachungen erschienen, die sich mit Lumpen (Hadmern) und neuen Stoffabfällen aller Art beschäftigen. Zu der Bekanntmachung betreffend **Beschlagnahme und Bestandserhebung von Lumpen und neuen Stoffabfällen** aller Art, (Nr. W. IV 900/4. 16 KRA.) treten Nachtragsbestimmungen in Kraft, durch die der § 1 der Bekanntmachung eine neue Fassung erhält, und durch die insbesondere die Meldepflicht, die bisher nur bei einem Vorrat von mindestens 3000 kg bestand, auf alle Bestände von 1000 kg an, ausgedehnt wird. Eine weitere Nachtragsbestimmung ist zu der Bekanntmachung betreffend **Höchstpreise für Lumpen und neue Stoffabfälle** aller Art (W. IV 950/4. 16 KRA.) erschienen, durch die eine Anzahl neuer Bestimmungen in den Preistafeln der alten Bekanntmachungen getroffen werden. Ferner ist die Bekanntmachung betreffend **Arbeitszeit in Lumpenreizeereien** (W. M. 78/1. 16 KRA.) vom 15. Januar 1916 aufgehoben und durch eine neue **Bekanntmachung betreffend das Reizen von Lumpen** (Hadmern) Nr. W. IV 3078/11. 16 KRA. ersetzt worden. Nach den neuen Anordnungen ist die Verarbeitung von Lumpen (Hadmern) oder neuen Stoffabfällen, die der Beschlagnahme unterliegen, auf Reizmaschinen (Reizwölfen) Droustiermaschinen, Droustetten oder ähnlichen Maschinen nur noch gestattet, sofern sie für Heeres- oder Marinezwecke mit Erlaubnis der Kriegs-Kohstoff-Abteilung des Kriegsamt des Königlich Preussischen Kriegsministeriums oder der Kriegswollbedarfs-Aktiengesellschaft oder der Kriegs-Hadmern Aktiengesellschaft erfolgt. Für andere Zwecke (Erfüllung von Zivilaufträgen) darf die Verarbeitung von Lumpen auf Reizmaschinen nicht mehr erfolgen. Der Wortlaut der Bekanntmachungen, die für die beteiligten Kreise von Wichtigkeit ist, kann bei den Landratsämtern, Kreisdirektionen und Polizeibehörden eingesehen werden und ist in den amtlichen Zeitungen und in ortsüblicher Weise veröffentlicht worden.

Am 25. Januar ist eine Bekanntmachung über **Höchstpreise für Fahrradbereifungen** (Nr. V. I. 1337/11. 16 KRA.) in Kraft getreten. Die in der Bekanntmachung bestimmten Höchstpreise treffen alle im Gebrauch befindlichen oder für den Gebrauch bestimmten gummihaltigen Fahrraddecken oder Fahrradschläuche, die gemäß § 8 der Bekanntmachung betreffend Beschlagnahme und Bestandserhebung

der Fahrradbereifungen (Einschränkung des Fahrradverkehrs) vom 12. Juli 1916 enteignet werden. Da die in der eben bezeichneten Bekanntmachung gesetzte Frist zur freiwilligen Ablieferung der Fahrradbereifungen wiederholt verlängert worden ist und noch bis zum 5. Februar läuft, so können die Besitzer der in Betracht kommenden Fahrradbereifungen nur nochmals dringend darauf hingewiesen werden, ihre Bereifungen freiwillig zur Ablieferung zu bringen. Der Wortlaut der Bekanntmachung kann bei den Landratsämtern, Kreisdirektionen und Polizeiverwaltungen eingesehen werden.

Nebra, 26. Januar. Kaisers Geburtstag 1917. In erster Zeit begeht unser Volk wiederum unsers Kaisers Geburtstag, zum dritten Mal in Kriegszeit. Unsere Hoffnung, die wir gesetzt hatten auf das hochherzige Friedensangebot unsers Kaisers vom 12. Dezember 1916, hat sich nicht erfüllt. Unsere Feinde haben die dargebotene Friedenshand schroff zurückgewiesen. So muß der gewaltige Kampf fortgesetzt werden, bis ein ehrenvoller Friede errungen ist. Erster denn je fordert unsers Kaisers Geburtstag unser Volk auf, sich in Gebet und Fürbitte vor Gott zu vereinen und sich mit dem Gelübde unwandelbarer Treue um unsern Kaiser zu scharen. In unserer Gemeinde wird dazu am nächsten Sonntag Vormittag 10 Uhr ein Festgottesdienst gehalten werden, zu dem die Gemeinde, insbesondere auch die kirchlichen, staatlichen und städtischen Behörden, herzlich eingeladen werden. Der Kriegerverein gedenkt ferner am Sonntag Nachmittag 3^{1/2} Uhr im „Preußischen Hof“ den diesjährigen Kaisers Geburtstag zu feiern wie in den beiden letzten Jahren, und es werden alle Bürger Nebras zur Teilnahme daran freundlich eingeladen. Es gilt zu bezeugen, daß wir in der Heimat mit unserm Kaiser eins sind, eins mit unsern kämpfenden Kameraden der Arme und Marine, und daß der Kampf fortgehen muß bis zu einem gesicherten, hoffentlich baldigen Frieden.

Nebra, 25. Januar. Dem Ersatz-Regimenten im 171. Infanterieregiment Hermann Schwarzenau von hier wurde das Eisene Kreuz verliehen.

Nebra, 26. Januar. (Theater.) Die Naumburger Bühnenkräfte werden aus Anlaß des Geburtstags unseres Kaisers und Königs am Sonntag den 28. Januar „Die Königin Luise“ zur Aufführung bringen. Der Abend verspricht einen vollen künstlerischen Erfolg, da die Rollenbesetzung die dankbar beste ist. Dem Stück voraus geht ein von Direktor Neugebauer gesprochenes Prolog. Den Abschluß bildet ein Lebendes Bild. Beginn der Veranstaltung ist 8 Uhr. Da aller Voraussicht nach sehr viele Besucher kommen werden, empfiehlt es sich, sich rechtzeitig mit Eintrittskarten zu versehen. Am Nachmittag 4 Uhr geht für die Kleinen das Märchen „Rotkäppchen und der Wolf“ in Scene.

Kirchliche Nachrichten.

4. Sonntag nach Epiphania.

Am 10 Uhr: Festgottesdienst zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers. Kollekte zur Einrichtung von Soldatenheimen an der Front.

Nachmittag 2 Uhr: Kindergottesdienst. **Getaut:** Am 25. Januar Heinrich Reilmann, Bahnbautechniker in Brezenheim, Kreis Mainz, 3. Jt. Soldat, und Anna Berta Hermine Peter hier selbst.

Jugendverein.

Sonntag, den 22. Januar im Anker.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen. * 30. Jahrg.
Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

Die Franzosenuhr.

Ein Kiegsroman von Ullwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung)

„Was heißt das, Coignard?“ fragte er streng. Der Wär-
ter begann zu stottern.

In der Stadt . . . in der Stadt . . . ja, sie sagen, die . . .
die Deutschen wären im Anmarsch! Und da . . . da . . . da

dachte ich,
wenn . . .“ Da
dachten Sie
wenn ich noch
zur rechten
Zeit aus-
reife, kann
ich mir auch
ein bißchen
Proviant mit
auf die Reise
nehmen. Ein
Feigling bin
ich sowieso.
Warum soll
ich nicht auch
ein Spitzbube
sein? Nicht
wahr, das
dachten Sie,
Coignard?“
sagte Ferrand
berächtlich
und schüttelte
ihn etwas
unsanft an
seinem Kopf-
fragen hin
und her.
„Aber wie
können der
Herr Doktor
nur glau-
ben . . .“
jammerte der
Ertappte.
„Ich . . . ich
mollte nur . . .
fürunterwegs
. . . wenn's
nottun sollte!
Nicht
etwa für mich,

Herr Doktor! Ich schwöre Ihnen!“ — „Ach, larifari, schwören
Sie nicht! Es würde ein Meineid! Aber sofort schleppen
Sie den Reiseack in mein Zimmer! Und der Teufel hole
Sie, wenn Sie ihn noch einmal ohne Erlaubnis anrühren.“



Der Gelehrte und seine Tochter. Nach dem Gemälde von Karl Gebhardt.



„Wie Sie befehlen, Herr Doktor!“
„Wie steht's um den Offizier im Stadtgefängnis? Haben Sie sich erkundigt?“

„Ja, das heißt . . . !
„Das heißt: nein! Ich weiß Bescheid. Memme, schämen Sie sich denn gar nicht, immer nur an sich selbst zu denken?“
„Ach Gott, Herr Doktor, diese Deutschen sollen ja alles niedermachen, was ihnen in den Weg kommt!“ stöhnte Coignard.

„Das wollen wir abwarten!“
„Ich nicht! Ich ganz bestimmt nicht!“ wimmerte der Held.
Ferrand lachte verächtlich auf.
„Beruhigen Sie sich. Ehe sie kommen, packen wir auf! Vorläufig haben wir es nicht nötig. Und nun an Ihre Arbeit!“
Gegen Mittag, nachdem er nicht eine Minute für sich selbst übrig gehabt hatte, fiel ihm der deutsche Offizier wieder ein. Da er Coignard unter seinen Augen behalten wollte und der Assistent mit einer Operation betraut war, wandte er sich an Madelon.

„Wenn Sie sich vom Schließer begleiten lassen, könnten Sie mir den Gang vielleicht abnehmen, Schwester!“ schlug er ihr in seiner sachlichen Art vor. „Gegen Abend will ich selbst einmal nachsehen. Aber ich möchte doch wissen, ob alles normal verläuft. Nach dem Transport gestern wäre immerhin eine Fiebersteigerung möglich!“

„Ich gehe sofort, Herr Doktor. Nur bitte ich um einen Ausweis von Ihrer Hand, damit mir nicht etwa . . .“
Er unterbrach Madelons Entgegnung etwas barsch.
„Man kennt Sie doch zur Genüge, Kind! Wozu die Schreierei?“

Sie suchte die Achseln.
„Also gut. Sie bekommen einen Wischl. Geben Sie mir Papier und Tinte!“ . . .

Der Schließer war ein alter Schnauzbart, der sich in Afrika seinen Versorgungsposten redlich verdient hatte. Die buschigen, weißen Haarwülste unter der sanft geröteten Nase beherrschten das ganze, auf den ersten Anblick Furcht einflößende Gesicht. Wenn man es jedoch näher betrachtete, bemerkte man einen Zug fast kindlicher Gutmütigkeit um die Augen, die etwas geradezu Treuerziges hatten und in ihrer Bläue altes Normannenblut verrieten. Auch der poltrige, kurz abgegriffene Ton seiner Stimme vermochte diesen Eindruck nicht wieder zu verwischen.

„Also das gnädige Fräulein wollen den Prussen besuchen? . . . Gut! . . . Ausweis von Dr. Ferrand? . . . Müht nichts! . . . Muß vom Kommando kommen! Bastal! . . . Sind Kriegszeiten, mein Fräulein! . . . Wird streng nach dem Gesetz verfahren! Also . . .“

Sie schnitt ihm seine weiteren dienstlichen Auseinandersetzungen mit der lächelnden Zwischenfrage ab:

„Waren Sie jemals verwundet, Herr Sergeant-Major?“
Der alte Bassompierre lachte überlegen auf.
„Einmal!“ brummte er dann. „Sagen Sie zehnmahl! . . . Wird vielleicht noch nicht reichen!“
„Und haben Sie sich nicht ehrlich gefreut, wenn sich dann jemand um Sie gekümmert hat?“

„Na gewiß!“

„Und einem anderen wollen Sie das nicht gönnen? . . . Wollen ihn warten lassen, bis es womöglich zu spät ist?“

„Ach, Narrheit . . . Hat ein zähes Leben, dieser Prussen!“

„Gut. Aber die anderen, um die ich dann unnötige Zeit verlaufen muß, leiden unterdessen vielleicht doppelt! . . . Haben Sie Angst, daß ich Ihnen den Gefangenen in meinem Täschchen fortschleppe?“

Der Schließer schnitt eine lustige Grimasse. Die Vorstellung berührte ihn ungeheuer komisch.

„Darauf wollen wir's mal ankommen lassen!“ rief er, von ihnen Einwürfen schnell umgestimmt. „Also kommen Sie mit! Will's auf mich nehmen.“

„Ich wußte, daß Sie ein warmes Herz haben, Herr Bassompierre!“ sagte sie warm.

„Aber nur für Sie, Fräulein! Nur für Sie! . . . Die Feinde sollen meinewegen zur Hölle fahren! . . . Amen!“

„Verdamntes Teufelsfuter! . . . Nichts weiter!“

Damit nahm er das riesige Schlüsselbund vom Haken neben der Stubentür und schlurkte voran über einen langen düsteren Hausflur und ein paar Seitengänge, bis er vor eine eisenbeschlagene Pforte gelangte.

Hinter dieser tat sich alsbald eine schmale, mit kümmerlichem Tageslicht erhellte Zelle auf, aus der eine dumpfe, harte Luft der Eintretenden atembeklemmend entgegenschlug.

„Aber das ist ja ein Loch, Herr Sergeant-Major! Und kein Krankenraum!“

„Mein Freund Coignard hat sie ausgewählt! . . . Geht auf seine Verantwortung!“ knurrte der Alte.

„Unmöglich, daß darin jemand gesund werden kann!“ erklärte sie erregt. „Sofort bereiten Sie eine andere Zelle vor, die größer und luftiger ist!“

„Fällt mir nicht ein!“ murkte er eigensinnig und sein Gesicht zog sich in härtebige Falten.

„Gut. Dann wird sich Dr. Ferrand sofort herbemühen müssen!“ entgegnete sie entschlossen und wandte sich von dem verblüfften Bassompierre ab und dem sich mühsam aufrichtenden, matt lächelnden Kranken zu.

Sie reichte ihm nach kurzem Zögern, unbekümmert um den alten invaliden Feldwibel, die Hand, die er herzhaft drückte und dann dankbar an seine Lippen führte.

„Wie lieb sind Sie, Schwester, daß Sie sich auch hier um mich kümmern!“

„Ich glaube, es tat not, Herr Oberleutnant“, gab sie seiner Anrede entsprechend, auf deutsch zurück. „Aber, — der Dank gebührt unserem Chirurgen, der mich gesandt hat! Ich soll vor allem Ihre Temperatur feststellen und nachforschen, ob Ihre Schmerzen nachgelassen haben! Um Ihre Verpflegung werde ich mich auch kümmern müssen; denn dieser alte Brummbar scheint mir von Coignard aufgestachelt worden zu sein, Sie verkommen zu lassen! Dr. Ferrand wird da mit einem kleinen Unwetter dazwischen fahren!“

„Fieber habe ich nicht!“ sagte lächelnd Achilles Salmuth. „Schmerzen nur wenig. Ein bißchen Durst allerdings. Hunger keinen!“

„Zunächst wollen wir messen!“ erklärte Madelon mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit und entnahm einer kleinen Nidelhülle das mitgebrachte Fieberthermometer. Und während der Kranke es unter der Zunge und mit den Lippen festhielt, überblickte sie forschend die Reste der Mahlzeit. Von der nur ein ganz geringer Teil genossen zu sein schien.

Es war eine kärgliche Wasseruppe und ein Stück hartes altbackenes Brot. Das Wasser im Krüge daneben zeigte sich schal und ohne jede erfrischende Wirksamkeit.

Bassompierre beobachtete sie mit heimlicher Anruhe. Er hatte Gewissensbisse und wollte es doch nicht zugeben, daß er sich seiner ihm aufgedrungenen Härte und Gefühllosigkeit schämte. Gestern hatte er ja Coignard recht geben müssen: ein Feind, der so etwas auf dem Kerbholz hatte, wie dieser, der verdiente keine Nachsicht und Gnade. Dem mußte man es spüren lassen, wie man ihn verachtete! Und nun kam da dieses feine und geschickte Fräulein, die Nichte des hoch über ihm stehenden Gerichtsrats Duwigneau und betreute den nutzlosen Schlachtfeldräuber wie einen braven Soldaten Frankreichs! War das in der Ordnung?

Er wischte mit der Linken an seinen Schnurrbartbüschen herum, eine Verlegenheitsbewegung, bei der ihm des öfteren schon eines der weißen Haare an dem schönen fremdartigen Ring mit den funkelnden Edelsteinen hängen geblieben war. Denn die Fassung der leuchtenden Smaragde hatte manch feines übergreifendes Zähnchen, in der sich ein Haar leicht verfang. Nie hatte ihn das bisher sonderlich gestört. Heute aber meldete sich bei dem kleinen Schmerzgefühl ungerufen und vorwiegend eine Stimme, die beinahe höhnisch fragte: „Bassompierre, woher stammt eigentlich der Ring?“

Und vor seinen alten Augen erschien, wie aus fernem Nebel tauchend, das dunkle, statflich behartete Antlitz eines maurischen Edelmannes aus Moghar Tatani, nicht weit von der Nase Afur, dem er mit einem pfeifenden Hieb den Schädel gespalten und außer dem kostbaren Turban auch die Waffen genommen und diesen Smaragdring vom braunen Finger gezogen hatte. In heißer, ehrlicher Wüstenchlacht. Nach tagelangen Märschen im verzehrenden Sonnenbrand. Und keiner von ihnen allen hatte sich geschert, Beute zu machen. Manch einer war sogar stundenlang zwischen den Leichen der dunkelhäutigen Wüstenföhne umhergefrochen in ungesättigter Gahrig, obgleich er sehr wohl wußte, daß ihn ein neuer Tag auf einem anderen Felde mitamt seiner Beute als tot und abgetan dahinstrecken konnte.

Das hatte Jean Bassompierre nicht mitgemacht. Er war davon befriedigt gewesen, die Feinde, die er selbst besiegt und erlegt hatte, ihrer Kostbarkeiten zu entledigen. Und dennoch brannte ihm dieser Ring plötzlich am Finger als eine heimliche Gewissensrüge für seine Selbstgerechtigkeit, die jeden anderen pharisäerhaft verdammen wollte, nur weil er ein Feind war!

Ein bißchen beklommen drehte er sich weg und schlurzte sacht der Tür zu.

„Herr Sergeant-Major, wir brauchen zunächst frisches Wasser!“ klang mahnend Madelons Stimme hinter ihm her. Da wandte er sich noch einmal um. In seinen Augen lag ein beinah kindlich demütiges Bitten, ihn gewähren zu lassen. Seine Stimme jedoch konnte sich so schnell nicht des Polterens begeben.

„Ja, was soll man denn nun zuerst? . . . Jetzt heißt's: frisches Wasser! . . . Vorhin: sofort eine andere Zelle, die größer und lustiger ist! . . . Eins kann ich nur auf einmal vornehmen!“

Madelon nickte ihm begütigend zu. Keine Miene suchte in ihrem Gesicht, so nahe ihr ein fleghaftes Lächeln über die Befehrsung des alten Hegerimms auch lag.

„Also erst die Zelle, lieber Bassompierre!“ bat sie liebenswürdig. „Ich hatte das vergessen!“

„Gut!“ brummte der Wadere und ließ die beiden allein. „In ihrem Täschchen fortschleppen wird sie ihn ja nicht! Haha!“

Der drollige Ausspruch hatte ihm zu gut gefallen! . . . Achilles Salmuth warf einen prüfenden Blick nach der Tür, ehe er sich nun, leidenschaftlich bewegt, erkundigte:

„Haben Sie geschrieben, Schwester?“

„Das Thermometer in den Mund, Sie ungeduldiger Patient!“ kommandierte sie streng und doch von der bangen Erwartung in seiner Stimme tief gerührt. Er gehorchte feuchend. Aber seine Mienen hellten sich auf, als sie ihm berichtete, daß ihr Brief längst unterwegs sei!

„Vielleicht vermag er noch für mich Rettung zu bringen!“ sagte er mit einem Schimmer sich neu aufrichtenden Vertrauens.

„Gewiß wird er es!“ versicherte sie.

„Wenn es nicht doch schon zu spät ist!“ murmelte er, von den alten Zweifeln gepackt, die ihm in seiner Zellen-Einsamkeit düstere Stunden bereitet haben mochten.

„Aber so behalten Sie doch Mut, Herr Oberleutnant!“ suchte sie ihn der trüben Stimmung zu entreißen.

Er lächelte dankbar-wehmütig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldgrau und die Sonne.

Sonne, — heut so wunderbar, —
Bist du traurig? Ei fürwahr,
Traurig, daß ich scheiden muß,
Scheiden ohne Abschiedskuß.

Ja, du meinst es gut mit mir!
Und ich danke, danke dir,
Daß du immer traurig bist,
Wenn du mich einmal vermißt. —

Walt Sings.

Heiteres und Ernstes von der Front.

Es ist in einem der am weitesten vorgeschobenen Soldatenheime an der Front in Rußland.

In einer Ecke umstehen viele einen Zeichner, der mit flotten Strichen einen Bayern, einen echten Hiasl, skizziert. Unbändig, wie in der Kirche, folgen die Augen der Künstlerhand, die trotz des schweren Kriegshandwerks an Beweglichkeit nichts eingebüßt zu haben scheint. An einem andern Tisch machen eben zwei, drei Kameraden einem andern, der auf Urlaub nach Hause fährt, klar, wie er am besten vom Berlin aus nach Neudöln und nach Schlachtensee kommt. In den Orten soll er Besuche bei den Familien der Kameraden machen.

„Also Justab, mit die Linie B fährt, verstanden? Und vageß nicht dei Paket abzugeben und meine kleine Olle zu kriegen. Mensch, wenn du nich so Strubbelbart häßst, denn dete ich dir een Kuß for ihr mitgeben.“

Der heidere, vollbärtige Sachse lächelt: „Wenn mein eehenes, deires Weib nich in meinen scheenen Bart so verschossen wär, denn würde ich mich ihn deeserwähnen partu abnehmen lassen.“

Dann wendet er sich an den andern Berliner. „Also Kamerad, wie heest des Rest, wo du deinen Wigwam uffgestellt hast? Schlachtensee? Uff! . . . Weez Gnebböchen, Schlachten seh ich doch draußen genuch, muß ich dafür noch e'ne Landpartie nach Berlin machen? Also liebes Gind, wat haste für Wünsche, ooch Kisse ohne Vollbart?“

Dem andern sitzen die Worte nicht so lose. „Gast du Kinder zu Hause, Kamerad?“ fragt er den Sachsen.

Der nickt.

„Dann wirst du nich verschien. Hier in dem Räckchen ist eine russische Keschelklappe drin und ein paar Knöpfe für meinen Jungen. Es soll zwar nicht sein, aber . . .“

Schwamm!“ sagt der Sachse.

„Na ja. Und für meine beiden Mädels habe ich ein paar bunte Schürzen vom Markt eingepackt. Du, sowas ist nicht mit Gold zu bezahlen, — es kommt vom Vater aus Rußland, . . . verstehst du? Sie werden dir alle drei am Halse hängen, paß auf, daß sie dich nicht erwürgen. Ein paar Kisse kriegst du bestimmt ab.“

„Siehst du, die stozen sich nich an'n Bart! Na, werd das eine Freude gam.“

Dem andern sieht man es an, daß ihn die Erinnerung an die Seinen daheim so bewegt, daß ihm die weite Worte nicht aus der Kehle wollen. Nur um so eines zu sagen, fragt ihn der Sachse:

„Was biste im Zivil Samrad?“

„Landgerichtsrat“, sagt der andere halblaut.

„Sm. Also das Raqeel, was binden mer noch d'rhinten an den Affen an. Sol.“

Ein paar mannhafte Händedrüße.

„Du, uff deine drei Ginder frei ich mir schon, dees gannst mer glooben.“ Lächelnd, wie um den andern aufzumuntern, geht er ab, während ihm jener wehmütig nachblickt, um sich dann mit einem

Ruck zusammen zu raffen. Es ist Zeit, ebenfalls ans Aufbrechen zu denken. Das Gewehr muß noch gepußt werden, um sieben ist Appell angezettelt. . . .

Im großen Saal, zu dem man über eine bequeme Treppe gelangt, herrscht um dieselbe Zeit feierliche Stille. Alle Plätze sind leer, und man hat um so mehr Gelegenheit, ihn in aller Ruhe zu betrachten und zu bewundern. In dieser Ausdehnung hätte man ihn wirklich nicht in dem Hause mit der verhältnismäßig schmalen Front vermutet. Lange Stuhlreihen füllen ihn aus. Hinter Hand sesselt eine richtige Bühne unsern Blick, während der Hintergrund zur Rechten von einer Empore abgeschlossen wird. Handzeichnungen auf einer großen Wandtafel noch geben Zeugnis von dem Anschauungsunterricht, den die Kameraden hier im letzten Vortrag erhalten haben.

Recht befriedigt von dem Eindruck zieht unsere kleine Gesellschaft weiter. Beim Hinaustreten auf den Gang sieht man sich vor einer Stoffwand, hinter der allerlei geheimnisvolle Dinge vorzugehen scheinen.

„Kinder“, sagt eine Stimme dahinter, „ihr drängelt euch heute gerade so, wie die Russen nach Gindenburg. Laßt man, ihr kommt alle noch ran, mit Geduld und Schmierseife.“

Es ist ein Feldgrauer mit einem schlohweißen Vollbart. Ach nein bei näherem Hinsehen weist sich der Bart als eine dicke Schicht Seifen-schaum aus und der Ort des Vorgangs als die Kriegsbarbierstube des Soldatenheims. Lachend sehen die Besucher dem eifrigen Tun ein Weichen zu; lachen muß man über den Humor, der von hier aus seinen Weg weiter findet. Mit komisch wirkendem Ernste bemerkt ein auf den „Schabemeister“ wartender Fingesseifer:

„Die Barbierstube ist der einzige Ort im Soldatenheim, wo man angeschert wird.“

„Und wo jeder Haare lassen muß“, setzt einer hinzu.

So verurteilen sie sich selber, unsere braven Feldgrauen, denn im Grunde ist es bei jedem nur das kannibalische Wohlbedinden, das sich selber aus ihm äußert, denn wohl kaum ist eine Einrichtung beliebter als der Rasierwinkel und die Waschstube, die von manchen Kameraden scherzhafterweise die Kinderstube genannt wird, weil man da erst mal wieder „richtig Mensch“ wird.

Der richtige Mensch pflegt dann aber regelmäßig kein Bedürfnis nach der Saugflasche zu bekunden, sondern vielmehr nach einem soliden Nahrungsbissen. Darum ist auch in nicht allzu weiter Entfernung die „Markelenderei“ etabliert, wo man dergleichen Genüsse sich verschaffen kann. Auch eine Feldbuchhandlung zur Befriedigung des nicht geringen Lesebedürfnisses der Soldaten ist vorhanden und erfüllt eine gar nicht hoch genug zu schätzende Aufgabe.

So sind die Soldatenheime Stätten, in denen unsere Frontsoldaten ein gut Teil Heimat verkörpert finden und die es daher verdienen, in immer reicherm Maße ins Leben gerufen und weiter ausgebaut zu werden.

Die Mobilmachung.

Von Harry Nitsch.

(Nachdruck verboten.)

Als die Kunde von dem schrecklichen Mord an dem österreichischen Thronfolgerpaar nach Wahlenstatt drang, herrschte selbst in diesem weltabgeschiedenen, friedlichen Städtchen große Aufregung. Eifrig debattierende Gruppen standen auf dem Marktplatz, und an den Stammtischen wurden die Ursachen und Folgen dieser Untat breit und bedächtig erwogen. Bald ging das Leben aber wieder seinen gewohnten Gang, als nichts Besonderes sich ereignete, und die politischen Kannegießer an den Stammtischen wandten sich anderen Gesprächsgegenständen zu. Während in den großen Städten des Reichs, wo das Leben ganz anders brandet und die täglich zwei- oder gar dreimal erscheinenden Zeitungen neue Sensationen bringen und brauchen, die Gemüter immer noch im Banne dieser Mordtat standen, weil ihre Folgen für den europäischen Frieden noch unberechenbar waren, traten in Wahlenstatt die kleinen Stadt- und Familienereignisse wieder in den Vordergrund. Und die Familien Kolon und Mahn nahmen ihren alten patriarchalischen Verkehr wieder auf, als sei der Weltfriede niemals gerührt gewesen.

Diese beiden Familien gehörten schon seit Menschengedenken zu den Honoratioren Wahlenstatts. Sie bewohnten in der etwas engen, altertümlichen Nennstraße zwei stattliche Häuser, die sowohl durch ihre reine Architektur als durch ihre weit vordringenden Giebel das Auge jedes Fremden auf sich zogen.

Schon als noch die gelbe Postkutsche den Verkehr zwischen Wahlenstatt und der Außenwelt vermittelte, wurden diese beiden Patrizierhäuser von stattlichen, kinderreichen Handelsherrn bewohnt, hielten Klur, Hof und Gänge vom Lärm des Personals wieder, das dort mit Kisten und gewichtigen Ballen hantierte. Nur Sonntags herrschte feierliche Stille. Dann schritten die befreundeten Familien pünktlich auf die Minute aus den breiten, geschmückten Eichenportalen, begrüßten sich würdevoll und traten gemeinsam den Gang zum Dom an. An den Sonntag-Nachmittagen besuchte man sich gegenseitig, trank den damals noch fortbaren Kaffee aus kleinen Sebres-Tassen und plauderte von den neuesten Tagesereignissen.

So war es zu den Zeiten der gelben Postkutsche und so war es auch heute noch, nur die Menschen und ihre äußere Tracht hatten sich geändert. Die Familien Kolon und Mahn besuchten vormittags gemeinsam den Gottesdienst und nachmittags tranken sie den Kaffee abwechselnd bei sich.

Als der Morgen zu seinem Recht gekommen war, setzte Minchen Kolon, die älteste, achtzehnjährige Tochter, sich an das Klavier und sang mit weicher, süßer Stimme Lieder von Schubert, Schumann und Grieg, ihren drei Lieblingskomponisten. Der hochgewachsene älteste Sohn des Kaufmanns Mahn, Hannes, trat mit leisen, schüchternen Schritten neben das Klavier, blinnte mit heißen Augen und klopfendem Herzen auf die goldenen Böden im Nacken der reizenden Sängerin, und vernahm kaum ein Wort von dem gesungenen Lied.

Indes die Männer mit ernster Bedächtigkeit Stat spielten und Frauen eine Patience nach der anderen legten, tobte das ganze junge Volk auf den Treppen, im Garten und in den geräumigen Magazinen umher.

War im Speisezimmer alles still, und achtete die schöne Sängerin nicht auf ihn, dann wich Hannes Mahns Befangenheit langsam, und der große, stattliche Hannes, dem die rauhen, stets zum Fluchen bereit Fuhrleute gehörten, wenn er sie nur mit den nachtdunklen Feuerzangen anfunstelte, neigte sich schüchtern zum Klavier nieder, um der eifrigen, die Augenwelt vergessenden Sängerin das Notenblatt umzuwenden.

An einem Sonntag im Juli, während draußen im grünenden Garten Kinder und Vögel um die Wette jubelten, trafen sich bei pöbellichem Dienst die große, starke Hand des jungen Herrn mit Minchens weicher, weicher, wohlgepflegter Patzschand. Beide erschrafen und zogen die Hand hastig zurück. Hannes stammelte verlegen eine Entschuldigung und starrte dabei frampfhaft an die Decke, auf der reizende Birken sich im neckischen Liebespiel jagten, mieden und fingen. So sah Hannes auch nicht das leise, träumerische Lächeln, das wie ein lustiger Sonnenstrahl um den kleineren Mund und des lieben Mädchens huschte.

Von diesem Tag an stauteten die rauhen Fuhrleute den jungen Herrn mit offenen Mündern an, ließen die geliebten Anleiterpfeifen ausgehen und vergaßen das Fluchen, denn Hannes Mahns blinnde Augen waren so sanft wie eine Taube geworden, und er sah es nicht, wenn ein vorwitziger Fuhrmann aus dem bereitgestellten Futtervorrat die doppelte Ration für seine verben Gäule nahm. Hannes schalt nicht mehr, wenn das Abladen der Güter etwas lange dauerte, weil die gefüllte Weinweinflosse öfter als das erlaubte eine Mal freiste und die Fuhrleute tuschelten sorgenvoll:

„De Jongherr is krank! Unser arme, liebe Jongherr. Was ein Unglück.“

Nur der alte Pieter Quast praktizierte ohne Hilfe der Hand seine schwere, qualmende Pflöcke in den linken Mundwinkel und knurrte verächtlich:

„Quast is. Verliebt is er, der Jongherr. Die blonde Dorn von Kolons hat ihn beheyet. Das sag' ich. Wenn's Mädel ihn erst mal vordlich küßt hat, so mit Gefühl und Nachdruck, wie Liebesleut tun, dann wird er schon wieder der Alte werden. Und dann wird er Dich doch wieder beim Schlafittchen nehmen. Du vermaldeiter Snaapbegeh, wenn Du den Futtervorrat so unverschämmt plünderst tuft.“

Der alte Pieter Quast sah ganz unvermittelt an einen rothaarigen vier-

schötigen Fuhrmann, der erschreckt einen gefüllten Hafersack und ein großes Bündel Heu fallen ließ.

Pieter Quast war ein weiser Mann und hatte seines Herrn Seelenzustand richtig erkannt. Aber auch andere sahen ebenso deutlich. Als Hannes immer stiller wurde, während draußen die roten Rosen zu hunderten im lauschigen Garten blühten, besprach Frau Mahn sich mit Minchens Mutter. Am Abend dieses denkwürdigen Tages zog Madame Kolon ihr blondes Gesicht in die dunkle Gaisblattlaube, strich dem Mädchen zärtlich übers Haar und sagte leise: „Warum wirft Du still und bedrückt, wenn Hannes Mahn in Deine Nähe kommt?“

Mutter! schlugte Minchen auf und warf sich an ihre Brust. Die Mutter lächelte heimlich. „Du hast ihn also lieb? Er Dich ja auch!“

Mutter! schrie Minchen wiederum, doch heller Zupfel Klang aus diesem Schrei.

Aber er ist bei all' seiner Größe und Männlichkeit schüchterner als ein junges Mädchen. Er wird sich niemals erklären, wenn Du ihm nicht zu Hilfe kommst!“

Mutter! schrie Minchen zum dritten Mal und diesmal sprach gerechte Empörung aus dem hellen Klang.

Die Mutter aber tat, als merkte sie es nicht. Bedächtig fuhr sie fort: „Dein Vater war auch so einer. Er würde mich vielleicht jetzt noch aus sicherer Entfernung anbieten, hätte ich mich nicht wie ein ungehöriges Ding beim Tischen in den Finger gezogen. Da hästest Du seinen Schreck und seine Angst sehen sollen! Mädeln sind oft tollig“, jagte er, „wie leicht gibt es eine Blutvergiftung.“ Mit seinen Lippen hat er das Blut aus der Wunde gezogen, den Finger mit kölnischem Wasser gewaschen und mit seinem Patzittüdel verbunden. Als er damit fertig war, — es hatte sehr, sehr lange gedauert — waren wir verlobt. Weißt selbst nicht, wie es kam.“

Minchen hat das Köpchen an der Mutter Brust und Madame Kolon ließ ihr Köpchen träumen und freute sich der aufgehenden Saat.

Zwischen hallten sich drohende Wolken am politischen Himmel zusammen, die Kunde davon drang auch nach Wahlenstatt. „Wird es Krieg g'ben?“ fragte man sich bang und beantwortete die Frage gleich selbst mit Nein! Keine Macht Europas würde es wagen, die Kriegsfahle zu schwingen, denn jeder Staatsmann wisse, was davon abhängt.

Aber die Weltgeschichte kümmernte sich nicht um die Meinungen und Ängste der friedlichen Wahlenstätter und schritt ihre unerbittliche Bahn weiter. Die Ultimata folgten sich und immer näher kam das drohende Gepest des Krieges.

An dem Sonntag, der der Unterredung Frau Kolons mit ihrem lieblichen Töchterlein folgte, trafen sich die Familien wie immer zum gemeinsamen Kirchgang, der diesmal zu einem heißen Gebeil um den Frieden wurde. Minchen Kolon betete besonders innig, denn sie wußte, daß ihr Herzgeliebter mit hinausziehen mußte, wenn der Kaiser rief. Am Nachmittag traf man sich bei Kolons. Es war eine trübe Kaffeestunde, denn wie ein lautes Ungewitter hing der Gedanke an die drohende Mobilmachung über den Gemütern.

Der Kaiser habe die Mobilmachung angeordnet, erzählte man sich schon am Vormittag, doch war noch keine Benützung des Geräches zu erlangen gewesen. Wahlenstatt lag abseits des Verkehrs und die Verbindungen seiner kleinen Botenzeitung ließen zu wünschen übrig. Man sah und harpte und trant den Kaffee mit sorgenvollen Gesichtern.

Endlich hielt es Minchen Kolon nicht mehr aus, sie sprang auf und trat an das Klavier. Nervös warf sie ihre Noten durcheinander und fand doch nicht das Richtige. Leise seufzend setzte sie sich nieder und preludierte wie traumverloren. Sie merkte garnicht, daß Hannes Mahn ebenfalls aufgestanden und hinter sie getreten war. Liebe alte Volkslieder spielte sie leise und auf einmal sang sie mit ihrer süßen weichen Stimme:

Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen — —

Säh brach sie ab und horchte auf.

Laute Rufe hallten von der Straße herauf: Extrablatt! Die Mobilmachung befohlen! Krieg! schrien rauhe Stimmen.

Minchens Gesicht wurde weiß wie Marmor, ihre Hand zuckte zum Herzen und die Tränen wollten emporquellen. Sie bezwang sich aber und versuchte, mit leiser Stimme weiter zu singen:

— — Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Mit einem wehen Schmerzensruf brach sie ab. Die Eltern und Geschwister achteten nicht auf das Mädchen, sie waren bei dem ersten Rufe aufgesprungen, einer hatte ein Extrablatt heraufgeholt und nun standen sie und lasen und stammelten und wußten nicht, was sie redeten.

Als Minchen den großen stattlichen Hannes hinter sich stehen und in seinen Augen die Liebe zu ihr leuchten sah, schrie sie auf und warf sich, alles vergessend an seine Brust.

„Nun mußt Du fort in den Krieg, Hannes, lieber Hannes!“



Oeffert-ungar. Artilleristen im Taurus-Gebirge beim Ueberdrehen der cillischen Pässe.

Abnahme des Az Erdes Ujseg.

Auf des jungen Mannes Stirn stand eiserne Entschlossenheit geschrieben, seine bisherige Scheu dem Mädchen gegenüber war wie forgerissen. Er zog es sanft an seine Brust, streichelte ihre krausen Haare und sagte fest:

„Ich kämpfe für unser gemeinsames Vaterland und für Dich, mein Mädchen! Würdest Du einen Feigling lieben können?“
„Nein!“ erwiderte Minchen und sah stolz aus. „Nun habe ich Dich gefunden und muß Dich doch gleich wieder verlieren,“ setzte sie wehmützig hinzu.

„Jede Kugel trifft nicht,“ rief er übermütig und küßte ihren roten Mund.

Für Hannes war doch eine Kugel getroffen worden. In Belgien traf ihn das Blei eines heimtückischen Franktreuers, als die Nachhut friedlich durch ein feindlich scheinendes Dorf marschierte.

Lange bange Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod, end-

lich siegte seine kräftige Natur. Während seiner Fieberphantasien sah er einen Engel neben seinem Lager, der die Züge seiner dabei-gebliebenen Geliebten trug. Als er zum ersten Male mit klarem Blick in die ihm wiedergegebene Welt blickte, sah er dasselbe liebe-liche Gesichtchen, nur blässer und jünger, neben seinem Bett, die zarte Gestalt trug das Gewand einer Schwester vom Roten Kreuz.

„Minchen!“ schrie er auf.

Sie trat ans Lager, strich ihm mit weicher Hand über die weiße Stirn und sagte leise:

„Lieber, lieber Hannes! Ich habe Dich dem Tode abgerungen, nun bist Du mein, ganz mein.“

„Dein, ganz Dein,“ kammelte er, weil er vor Schwäche noch nicht richtig reden konnte. Dann fiel er in das Kissen zurück und sank in einen langen, gesunden Schlaf, aus dem er gestärkt zu neuem Leben erwachte.

Schlußbremser Lorenz.

Skizze von K. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Der Schwarzenberger Sechsstück-Güterzug Nr. 127 stand zur Abfahrt bereit. In seiner endloser Reihe dehnte sich die aus Güterwagen und Lokomotiv zusammengekettete Wagenkette hin. Ein hartes Schmettern setzte ein. Bremser Lorenz, der als Schlußbremser in das Schlußhäuschen des letzten Wagens hinaufzuklettern im Begriff war, brummte allerlei von „bösem Schneegewitter“ und „vielleicht noch stecken bleiben“ vor sich hin. Dabei überzeugte er sich, daß die Schlußlaternen richtig aufgesteckt waren, mummelte sich in seinen Pelz fester ein und machte es sich auf der Klappbank in dem Bremserhäuschen den Umständen angemessen gemütlich. Ein kurzer Lokomotivpfeif — Bremsen auf — ertönte. Diesem folgte ein zweites, langgedehntes Pfeifen, dann zog die Wagenreihe langsam an, und die Anzahl von Rädern setzte sich allmählich in Bewegung.

Mit einem Stück Raßwolle wischte Lorenz die von Lokomotivrauch bedeckten Scheiben seines Bremserhäuschens ab und spähte durch diese mit seinen hellen Augen in das nächtliche Dunkel hinein, das durch die blitzüberflutenden roten und grünen Signallichter flüchtig erhellt wurde. Drei Stationen hatte der Zug durchfahren, in der vierten wurden einige Wagen abgehängt und an deren Stelle ein neuer eingeschoben, dann ging es weiter. Die Strecke begann jetzt allmählich zu steigen, man näherte sich der Station Fehrbüchse, hinter welcher eine von den Eisenbahnern gefürchtete Stelle lag, an der sich bei Nordostwind stets eine große Schneewehe zu bilden pflegte, welche die Strecke versperrte. Auch heute blies der Wind wieder aus jener gefährlichen Richtung. Bremser Lorenz hatte sich davon überzeugt, als er den Kopf zur Tür des Häuschens hinaussteckte und nach der Maschine vorlunte.

„Wir wer'n sicher stecken bleiben, der „Fremder-Baul“ kann schon recht haben, heute is überhaupt a Unglückstag, schon daß wir keinen Vorspann kriegen konnten, weil die Rangiermaschine den Schwarzenberger Personenzug bis Neimark hat schieb'n müssen.“

„Doch! — Ein, kein zwei kurze Pfliffe — Bremsen zu. Lorenz drehte mit aller Leibeskraft seine Bremse fest, deren Klöße sich an die Räder legten. Anarrend und quetschend hielt der Zug allmählich an. Durch das Dunkel hörte sich Lorenz von seinem Vordermann, dem Gröger-Arno, anrufen:

„He, Lorenz, mer sitzen, gloob ich, feste.“

„Gloob's auch, Arno, na, das kann gut wer'n!“

Aber es wurde nicht schlimm, denn nach wenigen Minuten fuhr der Zug weiter. Lorenz spähte eifrig in die schwarze Nacht hinein. Gleich kam man am Wärterhäuschen 11 vorbei.

„Nee — sowas, der alte Baumert steht ja heute nich e'mal draußen.“

Das Signal am Wärterhause stand richtig auf „Strecke frei“, viel-leicht hatte es sich der alte Bahnwärter in seiner Bude recht gemütlich gemacht und ganz vergessen, seinen Posten vor der Tür einzunehmen. Lorenz sah die erleuchteten Fenster des Wärterhäuschens allmählich hinter sich verschwinden. Die Lichter wurden kleiner und kleiner, je weiter sich der Schlußwagen des Zuges von ihnen entfernte.

Jetzt ertönten wiederum zwei scharfe, kurze Pfliffe — Bremsen zu. Man sah abermals fest, diesmal jedoch ordentlich. Der launhafte Nordost hatte in der Tat an der gefährlichen Stelle eine mächtige Schneewehe gebildet. Lorenz zog seine Dienstuhre — 14 Minuten Verspätung, ei, ei! — Jetzt mußte der Zug eigentlich schon in Schlehma einlaufen, denn dort wurde er von dem Schneebereger Personenzuge überholt, hoffentlich schloß der alte Baumert die Strecke und gab die Weiterfahrt für den nachlaufenden Personenzug nicht frei. Ungestrenzt sah Lorenz nach den in der Ferne schimmernden roten Lichtpunkten des Streckensignals hinunter und wartete förmlich darauf, daß diese ihr Licht verändern würden. Dies geschah jedoch nicht. Ja, warum nicht? — In spätestens acht Minuten mußte . . .

„Bim — bim, — bim — bim, — bim — bim“, schlug der Hammer am automatischen Läutewerk des Signals an Vater Baumerts Wärterbude. Deutlich drangen die Töne an des Bremfers Ohr. Im Gottes-

willen, der Schneebereger Personenzug verließ jetzt Fehrbüchse, in sieben Minuten mußten die Lichter seiner Maschine hinter dem Wiesenburger Wald aufstehen.

Saßig kletterte Schlußbremser Lorenz von seinem Häuschen herunter und begann eilig die Strecke zurückzuliegen, atemlos langte er an Baumerts Häuschen an und riß feuchtschweißigen die Tür auf.

„Baumert, alte Schlaf —!“ Das Wort erriech ihm vor Schreck auf den Lippen. Auf der Ofenbank hatte zusammengesunken der alte Bahnwärter und rührte sich nicht, denn ein Herzschlag hatte ihn getroffen.

Lorenz beugte sich über ihn und küßte, daß des alten Mannes Herz still stand. Auf dem Tisch war die brennende Streckenlaterne aufgestellt, häßig riß sie Lorenz an sich und das Signallhorn von der Wand herunter und stürzte mit beiden wieder in die Nacht hinaus.

In eiligem Lauf stolperte er über die durch den dichten Schnee verdeckten Schwellen, plötzlich fühlte er, wie ein leises Zittern die Schienenstränge entlanglies, ein dumpfes Dröhnen machte sich bemerkbar und da — tauchten die Lichter des Personenzuges auf. Näher und näher kamen sie, wie die Globaugen eines riesigen Ungeheuers muteten den Bremser die weißleuchtenden Lokomotivlichter an. . . . Wie ein Rasender schwenkte Lorenz die brennende Streckenlaterne hin und her, und verzweifelt tütete er aus seinem Signallhorn kurze, schmetternde Töne in die totenhille Winternacht hinaus.

Doch der Lokomotivführer des Personenzuges sah nichts zu bemerken. Lorenz perlte der kalte Schweiß auf der Stirn. Ganz nahe war jetzt der Zug, mit einem Satz sprang der Bremser aus dem Gleis heraus und in die am Bahndamm gebildete Schneewehe hinein, in der er bis über die Knie versank. Mit zischenden Ben-tischen rannte die Lokomotive an ihm vorbei, schnell flogen die erleuchteten Fenster der Personenzugwagen an den Augen des Bremfers vorüber. Plötzlich hörte Lorenz das Stößen und Knallen der Luftdruckbremsen, sein Herz machte förmlich einen Luftpfeiff vor Freude, die Räder freisetzten auf, der Zug verlangsamte nämlich sein Tempo und stand kurze Zeit darauf still. Aus dem Radwagen kletterte der Ober-schaffner und sein Gehilfe; neugierig sahen die Köpfe der Reisenden aus den heruntergelassenen Fenstern heraus. Lorenz arbeitete sich aus der Schneewehe heraus, machte sich durch Aufe bemerkbar und meldete sich dann bei dem Oberschaffner.

„Zug zurücknehmen!“ so ertönte jetzt das Signal. Vorsichtig schob die Maschine den Zug bis zu Baumerts Wärterbude zurück, man trug dessen Leiche in den Radwagen, der Zugführer's Hilfe hielt die Totenwacht und Lorenz kletterte mit hinauf in den Zugführer'stand. Scharf äugten die beiden Beamten durch die Fenster des Ausgucks in die Nacht hinein nach den Schlußlaternen des vor ihnen stehenden geliebten Schwarzenberger Güterzuges.

„Nanu — Euer Zug, Lorenz, ist ja weg, von dem is ja nicht mehr zu sehen,“ bemerkte Oberschaffner Richter.

„Was! — Das is ja nicht möglich.“ Lorenz stürzte förmlich an die Seite des Oberschaffners, um sich von der Richtigkeit von dessen Behauptung zu überzeugen.

„Wahrhaftig, da ham'je de Maschine abgekoppelt und die hat de Wehe mit den Räumern durchstoßen und is dann mit dem Zug fortgemacht — nee — sowas!“

So war es denn auch. In Schlehma holte man den Güterzug, dessen starke Maschine sich durch die Wehe hindurchgearbeitet hatte, glücklich wiederein. Lorenz meldete sich gleich beim Stationsvorsteher und beim Zugführer. Man hatte sein Fehlen auf dem Zuge gar nicht bemerkt. Des alten Bahnwärters Leiche wurde einstweilen in dem Güterschuppen aufgebahrt.

Der Bahnhofsvorsteher Rätner drückte Lorenz die Hand.

„Das haben Sie brav gemacht, Lorenz. Morgen kommt gerade der Herr Abteilungs-Ingenieur, ich werde ihm gleich den Fall melden. Sie müssen unbedingt mit auf die nächste Beförderungsliste kommen lassen Sie auf, Sie kriegen bald selber nen Güterzug als Führer.“ . . .

Der Mutter Name.

(Fortsetzung)

Roman von Otto Elster.

(Nachdruck verboten)

„Ich bin gern dazu bereit. Aber, Baronin, ich möchte eine Frage an Sie richten, von deren Beantwortung unsere Zukunft abhängt.“

„Was beunruhigt Sie, lieber Waidek? fragte Irngard, die mit Erstaunen seine feste, förmliche Haltung bemerkte.

„Nun denn — wie kommt es, daß Felix noch immer nicht das Majorat übernommen hat?“ fragte er ernst.

Irngard erblähte leicht.

„Ich sagte Ihnen schon, daß er nicht der Erbe ist — daß wir den Besitz für den wahren Erben nur verwalten,“ entgegnete sie.

„Und dieser wahre Erbe — ist es der junge Mann, den ich unter dem Namen Eberhard Traut kennen lernte?“

Erstaunt sah Irngard zu ihm auf. Dann sagte sie fest und ruhig: „Ja, er ist es.“

„Also doch — aber wie kommt es dann, Gnädigste,“ fuhr der Graf mit leiser Ironie fort, „daß dieser Eberhard Traut in Ihrem Hause lebte, ohne in seine Rechte eingesetzt zu werden, während Ihr Gemahl allgemein als Majoratsherr galt?“

Durch Irngards Glieder flog ein Zittern. Ihre Wangen röteten sich; ihre Lippen bebten. Aber sie faßte sich und entgegnete stolz: „Bin ich Ihnen Rechenschaft darüber schuldig, Herr Graf?“

„Wenn ich in Ihre Familie eintreten soll — ja.“

„Und wenn ich Ihnen die Antwort verweigere?“

„Dann muß ich das, was man mir erzählt hat, für wahr halten.“

„Und was hat man Ihnen erzählt?“ fragte sie bebend.

„Man erzählte mir von einem Verbrechen, das durch Ihren Herrn Gemahl begangen sei . . .“

„Herr Graf . . .“

Irngard wankte und stützte sich schwer auf die Lehne eines Sessels. Ihr Antlitz überzog eine fahle Blässe. So sollten also alle ihre Anstrengungen, die Schuld ihres Gatten vor der Welt zu verbergen, vergeblich sein? Seine Schuld sollte doch an des Tages Licht kommen, und sein Name noch im Grabe mit Schmach und Schande beladen werden?

Sie legte die Hand über die schmerzenden Augen. Sollte denn diese Schuld nie gelöhnt werden? Sollte sie fortwähren und auf immer ihr und ihrer Kinder Leben verdüstem? Aber so lange sie lebte, so lange sie Kraft besaß, wollte sie kämpfen um den guten Namen ihres Gatten, den sie einst so innig geliebt, wollte sie dafür sorgen, daß der Name ihrer Kinder rein blieb von übler Nachrede, von Spott und Hohn.

Mit der ganzen Kraft ihres Willens richtete sie sich empor.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, Herr Graf,“ sprach sie mit edlem Stolz.

Er verbeugte sich. „Wollen Sie erwägen, Baronin,“ entgegnete er mit ebenfolchem Stolz, „was diese Worte für unser Verhältnis bedeuten?“

„Ich weiß es, Herr Graf.“

„Und Sie beharren darauf, mir keine Aufklärung zu geben?“

„Ja . . .“

„Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als Sie zu bitten, mir einen Wagen zur Bahnstation zur Verfügung zu stellen.“

„Ich werde den Befehl dazu geben, Herr Graf.“

„Ich danke verbindlichst — gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe, um meine Sachen zu packen!“

„Ich bitte.“

Sie wandte sich ab, um fortzugehen. Da sah sie zwischen der zurückgeschlagenen Portiere des Seitenzimmers Gertrud stehen, bleich wie eine Marmorstatue, mit großen, starren, dunkel leuchtenden Augen.

„Gertrud, Du hier?“ fragte sie erschreckt.

Gertrud trat vor, die Portiere rauschte hinter ihr zusammen. Ihre Haltung war stolz und sicher.

„Berzeiß, Mama,“ sagte sie mit leiser, bebender Stimme, „daß ich Dein Gespräch mit dem Herrn Grafen belauschte.“

„Du hast gehört . . .?“

„Ja, Mama — alles — und ich gebe Dir recht.“

Waidek fühlte sich klein und erbärmlich diesen beiden Frauen gegenüber. Eine Empfindung der Scham überflamte glühend sein Herz.

„Es tut mir leid — ich war vielleicht zu schroff, —“ sagte er einklenkend. „Aber Sie müssen begreifen, Gertrud, daß ich ein Recht hatte, um Aufklärung zu bitten.“

„Dieses Recht besitzen Sie jetzt nicht mehr.“

„Gertrud —“

„Ich bitte — diese Anrede gebührt mir nicht mehr. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, Herr Graf.“

„Ist das Ihr unabänderlicher Entschluß, gnädiges Fräulein?“

„Ja.“

Sein Herz zuckte doch schmerzhaft zusammen unter ihrem kalten, stolzen Wort. Aber er bezwang sich und verbeugte sich höflich.

„Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe,“ entgegnete er. „Ich habe die Ehre, meine Damen.“

Rasch verließ er den Salon.

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen zwischen Mutter und Tochter.

In Gertrud kam zuerst wieder Leben, sie atmete tief auf, wie von einer schweren Last befreit.

„Endlich, Mutter,“ sagte sie. „Ich bin frei . . .“

Irngard preßte die Hände auf das wild pochende Herz.

„Ich danke Dir, Gertrud,“ ließ sie hervor, „daß Du in dieser Stunde zu mir gestanden hast.“

„Ich werde immer zu Dir stehen, meine liebe, tapfere, stolze Mama,“ entgegnete Gertrud und legte den Arm um die Schultern der Mutter. „Aber nun habe ich auch eine Bitte an Dich . . .“

„Sprich, mein Kind. Alles sei Dir gewährt.“

„Laß uns fort von hier.“

„Fort? — Wohin? — Ich verstehe Dich nicht recht.“

„Wohin — das ist einerlei. In Berlin oder einer andern großen Stadt werden wir schon einen Winkel finden, wo wir uns verbergen können. Ich werde für Dich arbeiten, Mama — habe darum keine Sorge. Ich kann Klavier- und Sprachunterricht geben — es wird genug für uns dasein. Nur fort von hier, wo die Menschen unsern Namen mit Spott und Hohn nennen.“

„Aber die Wirkschaft . . .“

„Übergib dem Justizrat die Sorge dafür. Uns laß fortgehen von hier — erst dann werden wir frei atmen können.“

„Du hast recht, mein Kind — wir wollen fort.“

„Ich danke Dir, liebste Mutter. Jetzt beginnt für uns ein neues, ein würdigeres Leben,“ sagte Gertrud freudig und umarmte ihre Mutter, die ausschließend das Haupt auf ihre Schulter sinken ließ.

14.

Der „Stern des Südens“ war eine stark gebaute, schnellsegelnde Brigg, die auch eine Maschine führte, um bei Windstillen nicht in ihrer Fahrt gebündert zu sein.

Eberhard trug den Kapitän Brook, mit dem er früher schon eine Reise in das Nördliche Eismeer gemacht, in Liverpool, als der Kapitän seine Südpolar-Expedition ausrückte, und da Kapitän Brook's erster Steuermann krank geworden war, so bot er Eberhard dessen Stelle an. Eberhard bejahte sich nicht lange. Er hatte den Dienst des Norddeutschen Lloyd verlassen, um in einer fremd-landischen Marine Dienste zu nehmen. Er war von seinem Heimatland mit bitteren Gefühlen geschieden, mit schmerzlich getrühten Hoffnungen und dem Bewußtsein, daß ihm dort sein Name, seine Geburt, stets ein Hemmschuh sein würde. In einem fremden Lande, unter Menschen, die sich um seine Abkunft nicht kümmerten, wollte er sich eine Stellung erringen, wollte er seiner Mutter Namen zu Ehre und Ansehen verhelfen. Das Heimatland sollte ihn nicht wiedersehen. Das Anerbieten Brook's kam ihm gerade recht. Ehre und Ansehen war bei dieser Expedition zu gewinnen, die von der Königlich-Geographischen Gesellschaft unterstützt wurde; Gefahren ging man entgegen, Not und Tod starteten ihnen entgegen auf den Eisfeldern, die ihr Ziel, den Südpol, umlagerten, aber Eberhard begrüßte diese Gefahren, er sah selbst dem Tode mutvoll in das kalte, starre Auge — was hatte er noch von dem Leben zu hoffen?

Ueber Australien ging die Fahrt. In Melbourne wurde die letzte Hand an die Ausrüstung gelegt. Dann ging es hinaus in die unendliche See, der Eis-Bariere entgegen, die scheinbar undurchdringlich, unübersteigbar den Südpol, das Ziel so mancher süßen Forscher, umschauzte. Kapitän Brook überließ die Führung des Schiffes fast ganz seinem ersten Steuermann, den er als tüchtigen Seemann erkannt hatte. Eberhard zur Seite stand Harry Hillford, als zweiter Steuermann, ein alter Seebär, der sich bereits auf allen Meeren der Welt umhergetrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Sein Schmerz.
Onkel: „Warum weinst denn, Tonerl?“
Tonerl: „Weil ich jetzt die Masern gehabt hab und vier Wochen in fa Schul hab gehen dürfen!“
Onkel: „Mach Dir nichts draus und bedenk, daß Du dafür aber jetzt nie wieder die Masern bekommen wirst.“
Tonerl: „Drum wein ich so grad!“

Druckfehler.
Nach einer heftigen Szene mit ihrem Gatten biß sie sich endlich los.

Die Hände auf den Hüften gelegt ging der Graf im Garten spazieren und las die Zeitung.

Pech.
Gutsbesitzerin: „Na, Bertha, warum heulst Du denn so? Ist Dein Schatz zum Militär genommen worden?“
Bertha (schlachzend): „Ja, alle drei, auf a Mal!“

Demeris.
„Wie kommt's denn, daß man den Brauer Mische immer in fremden Bierstuben sitzen sieht?“
„Dem hat der Doktor se in Bier verboten!“

Abgeblitzt.



„Mein Fräulein, Sie sind so schön wie die Schaumgebörne!“
„Ich danke mein Herr. Sie halten mich wohl für die Tochter eines Seifenfeders!“

Selbst ist der Mann.
„Der Graf, bei Ihrem großen Vermögen wurde ich doch heiraten.“
„Nicht nötig, meine Gnädige, kann dasselbe schon allein durchbringen.“

Aus der Instruktionskunde.
Welches ist die Hauptbedingung, wenn ein Soldat mit militärischen Ehren begraben werden soll?
„Er muß tot sein!“

O diese Weiber.
Sie: „Paul lauf mir doch den Hut zu dreißig Mark.“
Er: „Da müßte ich ja verrückt sein!“
Sie: „Nun ja, Du sagst ja auch immer, Du liebst mich wahnsinnig!“

Verlorene Liebesmüh.
Fremder: „Sagt mal, warum bessert Ihr das Dach nicht aus? Es regnet ja herein!“
Ländlicher Wirt: „Heute kann man's doch net ausbessern, bei dem Wetter!“
Fremder: „Ihr könnt es aber reparieren, wenn's schon ist.“
Ländlicher Wirt: „Wenn's schön is, is' nimmer nöti!“

D. R. W. angem. D. R. P. angem.
Wascholin
mit Mandelgeruch
vom Kriegsausschuß Berlin genehmigt. Schäumendes Handwaschmittel für Toilettenzisch und Bad. Garantiert kein Ton. 30 Stck 6.-M., 60 Stck 11,75 M. franko und verpackungstreif.

Chesi
frei von Ton, Kaolin, Talkum, Lehm etc. Vorzüglich. Wasch- u. Reinigungsmittel, stark schäumend. Postkolli franko 8,50 M. Wiederverkäufer hoher Rabatt.
Herm. Kissner,
Berlin C 2, Burgstr. 28, Abl. 194.

Zephir- u. Castorwolle
sowie verwendungstreie

Garne und Gewebe
jeder Art, auch ungangbare Lagerware kauft
Textilhaus Dr. Hugo Rhede,
Barmen-Wi.

Seife
verkaufe ich nicht, aber anerkannt gute Ersatzmittel. Ohne Ton u. auch nicht schäumend. Preisliste unilioni.
Friedr. Görts
Eiberfeld
Güterstr. 84.

Der bezehrte Kutsher.
„Teufel, Sie fahren ja fortwährend im Zidgad!“

„Was will ma machen, Euer Gnaden, wenns einen bald rechts, bald links reißt und ma nix zum Anhalten hat als die Zid!“

Wäsche-Stücke oval, v. Kriegsamts genehmigt. Postpaket Mk. 5,20 frei, 200 St. Mk. 14,- ab Lager. Nachnahme. P. Holler, Breslan W. 201.

Glaser-Diamanten
gut und sicher schneiden.
Garantie! Umständlich! Zurücknahme!
von 2.- Mt. an illustrierte Kataloge und zahlreiche Anerkennungen gratis u. franco.
Rudolf Grabowski, Hannover III.
Medizinische Diamantwerkzeugefabrik. Diamanten für alle anderen technischen Zweige.

Wir geben gutgeh. Uhr und Kette,
wenn Sie 100 Gültlernsorten, die Ihnen in Kommission franco gegeben, im Beamtentriebe verkaufen. Nach Einbringung von Mk. 7,50 bekommen Sie eine hübsche zugehende Anker-Reuantoir-Uhr mit schöner Kette oder nach Ihrer Wahl sonst einen netten Gegenstand frei zugelandt. Damen- oder Armbanduhr Mk. 8.- mehr. Täglich Anerkennungen. Beruf angeben.
Union Versand. Postfach 100, Heidelberg, B. A. 29.

Aerztlich empfohlen gegen:
Jogal Gicht Hexenschuß
Rheuma Nerven- und
Ischias Kopfschmerzen
Hunderte von Anerkennungen. Jogal-Tabletten sind in allen Apotheken erhältlich. Preis Mk. 1,40 u. Mk. 3,50.

Gesellschafts-Astronomie.

Kennen Sie diese lebenswichtige, junge Dame da draußen?
„O ja. Ich treffe mit ihr jeden Donnerstag in einer Gesellschaft zusammen!“
„Aha, betstehe - Ihr Souffigstern!“

Wie die alte gute Seife
gibt Waschmittel weiße Wäsche Postpaket, 32 große harte Stücke, o. Marken für Wäsche und Toilette, 5 Mk. Porto, Verp. und Nachnahme frei.
C. Pansegrau, Rehden Wpr.

Sicheren Gewinn
erzielt jeder durch sofort. Bestellung des Praktik. Hälters bei Kapitalanlage. Nachn. 5 M. frei. F. Gellins, Hamburg 11, Alterwall 12.
Salmiak-Waschpflz
das beste Wasch- u. Scheuermittel, 10 Pfd.-Eimer Mk. 7,50, versendet frei nachnahme. L. Kuschelewski, Berlin N., Stargarderstraße 44.
Erwerb Frauenbernt. hat frei. B. Kirck, Braunschweig.

LIX Ohne Seifenkarte. Man braucht keine Seife bei Bezug meines guten erischenden weissen weichen Salmiak-Schmier-Waschmittels
„Lix“ ohne Kreide, Kalk, Chlor, gleich gut für Wäsche, Küche, Hände. Güter Erfolg. Gebrauch wie gewohnt. Verbraucher-Preise: 1 Ztr. Mk. 56, 1/2 Ztr. Mk. 31, 1/4 Pfd.-Paket Mk. 6,95 nur geg. Nachn.
Jul. Garso, Berlin SW. 68,
Str. Nummer 364.
Angaben deutlich: Name, Post, Bahn.

Messerputzmaschine, anerkannt
bestehährte Sorte, jedem Haushalt zu empf. pro Stück nur 7,50 M., off. O. Bankwitz, Stollberg, Erzgeb. Nr. 439a.

Jeder Herr,
welcher sich schön kleiden will, verlange meinen Katalog Nr. 11 über neue und wenig getragene, teils reinwollene, sehr preiswerte
Kavaller-Kleidung.
Paletots, Ulster, von Mk. 12-50.
Anzüge, von Mk. 15-60.
Risiko ausgeschlossen.
Für Nichtgefallendes gebe Geld zurück.
J. Kalter, München, Tal 9.

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Er erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,20 Mk. pränumerando, durch
die Post oder andere Boten 1,85 Mk., durch
die Briefträger frei ins Haus 1,55 Mk.

Insertionspreis
für die einfache Zeile bis zum 10. Abg.
Stamm 15 Pfennig, Fortsetzung 10 Pfennig.
Reklamen pro Zeile 25 Pfennig.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr
angenommen.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 8.

Nebra, Sonnabend, 27. Januar 1917.

30. Jahrgang.

Dem Kaiser.

Am 27. Januar.

Du wollest wieder hohe Friedenszeiten,
Und voller Hoffnung war die ganze Welt,
Dem Frühling wollest Du die Bahn be-
reiten,
Auf der sich wieder Mensch zu Mensch
gefellt.

So scholl Dein Wort in weitem Erden-
trefe.

„Laßt uns gemeinsam suchen nun den Weg,
Der aus der Wirrnis uns die Richtung
weilt.“

Und uns're Zukunft friedensvoll umgeb'!

Doch wann gab's Eintracht mit des Neides
Mächten?

Wo Du vertrauest, laurte er dich höhn,
Sie wollten unsern Namen ähnen,
Beschimpfung und Verleumdung ward Dir
Cohn.

Du rufft nun wiederum voll Stolz die
Männer,

Und alle Kraft, in deutschen Arm gelegt,
Erträgt ihr leuchtend herrliches Entpinnen,
Gewaltig auf ein einzig Ziel bewegt.

Nun hebt Dein Heer das Schwert zu neuen
Streiden.

Es bleibst den deutschen Landen keine Wahl,
Unüberwindlich ist unser Heeren,
Und Faust und Herz, sie werden hart wie
Stahl.

Und also, Herr und Kaiser, wisch Du siegen!
Gott wird mit unsern Heeren Fahren sieg,
Und vollen Besieg auf Deine Feinde siegen,
Heißt rühmgekrönt Du in die Heimat ein.

Wilson an den Senat.

Einmütigen Großmächten ist durch die Vers-
treter der Ver. Staaten der Text einer Vor-
schrift übermittelt worden, die Präsident Wilson
an den Senat der Ver. Staaten gerichtet hat.
In dieser Vorchrift heißt es u. a.

Durch die Note der Vorkriegszeit und durch
die des Viererbundes sind wir der energischen
Erörterung des Friedens, der den gegenwärtigen
Krieg beenden soll, um so viel nähergekommen.
Wir befinden uns um so viel näher der Er-
klärung des internationalen Kongress, das
nachher die Welt zur Beobachtung ihrer Ver-
pflichtungen anhalten muß.

In jeder Erörterung über den Frieden, der
diesen Krieg beenden muß, wird es als zweifel-
los hinzunehmen, daß diesem Frieden irgend-
ein bestimmtes Einvernehmen der Mächte folgen
müß, welches es wirklich unmöglich machen
würde, daß irgendwelche Kämpfe, wie die gegen-
wärtige, jemals wieder über uns hereinbricht.
Es ist undenkbar, daß das Volk der Ver.
Staaten bei diesem großen Unternehmens keine
Rolle spielen sollte. Unser Volk kann in Ehren
nicht absehen von dem Dienste, zu dem es
zunehmend im Begriffe ist aufgerufen zu werden.
Es ist sich selbst und den anderen Nationen der
Welt schuldig, die Bedingungen festzustellen,
unter denen es sich mitlande fassen wird, Hilfe
zu bringen. Dieser Dienst besteht in nichts
weniger als in folgendem: Ihr Gewicht und
ihre Macht zu dem Gewichte und der Kraft
anderer Nationen hinzuzusetzen, um Frieden
und Recht auf der ganzen Welt zu sichern.

Solch eine Regelung kann jetzt nicht lange
mehr verschoben werden; es ist in Ordnung,
daß, bevor es dazu kommt, unser Regierung
freimütig die Bedingungen formuliert, unter
denen sie sich für berechtigt hält, von unserm
Volke die Zustimmung zum formellen und tref-
lichen Beitritt zu einer Friedensliga zu ver-
langen. Es ist mein Zweck, die Feststellung
dieser Bedingungen zu verhindern. Zuerst muß
der gegenwärtige Krieg beendet werden, aber
wir sind es der Rechtfertigung und aufrichtigen
Nähehernahme auf die öffentliche Meinung
schuldig, zu sagen, daß es insofern unsere
Teilnahme an der Verfertigung des künftigen
Friedens in Frage kommt, einen großen Unter-
schied macht, auf welchem Wege und unter
welchen Bedingungen dieser Krieg beendet
wird.

Die Ver. Staaten wollen keine Stimme
haben bei der Festlegung der Friedens-
bedingungen, aber wir wollen eine Stimme
haben bei der Festlegung, ob diese Bedingungen
von Bürgern eines allumfassenden Bundes

bleibend gemacht werden sollen oder nicht. Nur
ein ruhiges Europa kann ein dauerhaftes
Europa sein. Nicht Gleichgewicht, sondern Ge-
meinschaft der Macht ist notwendig, nicht
organisierte Nebenbuhlerschaft, sondern organi-
sierte Gemeinfröde.

Gleichgewichte haben wir aber vielen Punkt
sehr ausführliche Versicherungen erhalten. Die
Gesetzungen der beiden jetzt gegeneinander auf-
gebotenen Völkercruppen stellen in nicht unzu-
verehender Weise fest, daß es nicht in ihrer
Absicht liegt, ihre Gegner zu vernichten. Aber
es mag vielleicht nicht allen klar sein, was diese
Gesetzungen in sich schließen. Ich denke, daß
es dienlich sein würde, wenn sich auseinander-
setzen würde, was nach unserer Meinung in
diesen Versicherungen begriffen ist. Es ist darin
von allen begriffen, daß es Frieden werden muß
ohne Sieg.

Die Vorkriegszeit legt nun auseinander, daß
dem Unterliegen anerkannter Sieg eine Lage
schaffen würde, auf der das Friedensverhältnis
nicht in dauerhafter Weise, sondern nur wie auf
Jugland ruhen würde.

Kein Frieden kann dauern oder verbürgt
werden, der nicht den Grundtat anerkennt und
annimmt, daß die Regierung alle ihre gerechte
Macht von der Zustimmung der Regierungen ab-
stellen, und daß es niemand ein Recht gibt, Völker
von Mächthaber zu Mächthaber abzutreten, als
wäre die Eigentum wären. Ich halte es a. B.,
wenn ich ein einzelnes Beispiel anführen darf,
für angemessen, daß die Staatsmänner überall
darin einig sind, daß es ein einziges, un-
abhängiges, selbständiges Völkern geben sollte,
und daß weiter unerbittliche Sicherheit des Lebens,
des Gottesdienstes, der individuellen und sozialen
Freiheit, der Wissenschaften und Künste gegeben
sollte, die bis jetzt unter der Macht von Regierungen
gelebt haben, die einem Glauben und einem
Zweck gewidmet sind, der ihrem eigenen feind-
lich ist.

Somit als möglich sollte überdies jedes
große Volk, das jetzt nach einer vollen Ent-
wicklung seiner Hilfsmittel treibt, eines direkten
Ausganges zu den großen Ozeanen der See
verfüßig sein. Wo dies durch Gebietsver-
änderung nicht bewerkstelligt werden kann, wird es
sicherlich durch Neutralisierung der Zugangswege
unter allgemeiner Garantie erreicht werden
können, was an und für sich eine Friedens-
sicherung bedeuten würde. Keine Nation braucht
den Zugang zu den offenen Wegen des Welt-
handels ferngehalten zu werden. Und der Ver-
weg muß gleichfalls durch gerechte Ver-
einbarungen wie auch tatsächlich frei sein. Freiheit
der Meere ist eine unerlässliche Bedingung für
den Frieden der Gleichheit und Zusammenarbeit.

Mit dieser Frage hängt die Begrenzung der
maritimen Mächten, die Zusammenarbeit der
Völker der Welt zusammen, um die Meere so-
wohl frei als geschützt zu erhalten. Und die
Freiheit der Meere durch die maritimen Mächten
bringt auch eine größere Freiheit für die
schwächeren Völker und jedes
Volk bereiten eine Be-

Ich schlage mit
Wilson einmütig die
Monroe als Doktrin
über kein Volk der
Regierungsform an,
daß kein Volk der
Welt jemals ein
vielmehr es jedem
von einem großen
Volk, seine Regier-
ungswaltungsgang un-
schweren selbst zu
es mögen in Zukun-
ft in Verbindung mit
Weltmacht um die
Welt von Antigenen
schon verhindern zu
heiten durch Einfluß
hineingetragen wer-
den.

Eine Regierung
gierigen, jene Frei-
internationalen Ver-
des Volkes der Welt
als Rechtswort um die
haben, daß eine Be-
die aus den Ver-
Werkzeug der Er-
zeug für den Angri-
tätigkeit macht.
Dies sind am
amerikanischen Nicht-
wir nicht einziehen,
und die Mächten der
Frauen oder Ozean
in jedem aufgeklär-

die Grundkräfte der Menschheit und sie müssen
zur Geltung gelangen.“

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Was kostet der Krieg?

Die Kriegskosten der kriegsführenden Länder
betragen nach einer französischen Berechnung
bis September 1916 275 Milliarden
Frank; hieron entfallen auf England
65 Milliarden, Frankreich 55, Österreich
15, Deutschland 60 und Italien
15 Milliarden. Die monatlichen Ausgaben
betragen in Frankreich 250 Millionen, England
375 Millionen, Deutschland 230 Millionen,
Italien 180 Millionen, Italien 500 Millionen,
Österreich 1000 Millionen Frank. Nach Schätzung
eines amerikanischen Fachmannes werden
die Gesamtausgaben der kriegsführenden Staaten
bis zum 31. Dezember 1916 den Betrag von
275 Milliarden Frank erreichen. — Die
275 Milliarden Frank, die die gesamten Kriegs-
kosten betragen sollen, nicht ganz, England
z. B. hatte im September bereits 70,4 Mil-
liarden Mark an Kriegskrediten für eigene Bedür-
fnisse aufgenommen. Doch kommen dann noch
die Kriegsschulden der Kolonien. Und die täg-
lichen Kriegsausgaben Englands waren noch
damals schon höher als 100 Millionen Mark.
Heute betragen sie bereits 125 Millionen Mark
täglich, also etwa 4000 Millionen Mark
monatlich.

Der Ruf nach Frieden.

Die holländische Wälder aus Südfrankreich
berichten, daß mehrere der dortigen Wälder den
Frieden unter Ausbreitung des deut-
schen Friedensangebotes. „Wollten
wir ein Einverständnis mit dem Friedensbot-
schaft mit einer Friedensnachricht durch das ganze
Land dröhnen, Friede des Volkes mit.“
Wir sind den Krieg herzlich müde. Wir
meinen, dergleichen Zeichen der Ermüdung zu ver-
stehen. Falls der Krieg fortandern sollte —
würde die Ermüdung sich offensichtlich zeigen. Wir
fühlen mit, daß England die englische Lage be-
halten und aber für die Neutralität und das
Verlangen, andere tief zu erniedrigen, haben
wir kein Verständnis. Die Zustimmung in den
Kolonen und in der neutralen Welt würde für
den Frieden ausfallen.

Englische Vorbereitungen.

Wie das holländische Bureau amtlich bekannt
gibt, werden künftig die jungen Männer
7 Monate im Alter von 18 Jahren und
7 Monate im Alter von 18 Jahren
zur Ausbildung in militärischen Landeswehr-
dienst aufgerufen werden. Es wird
feiner bis zum 19. April außer Landes
verwandt werden. Der Zweck der Maßnahme
bezieht sich auf die Bedürfnisse nach
10000 Mann und außerdem 10000 Mann

Das überforderten des türkischen Abkommens-
armes der Donau durch die Bulgaren hat für
die Fortführung der Kämpfe eine ungenü-
gliche Bedeutung, da der Krieg nunmehr gegen
die Südgrenze des russischen Reiches vor-
getragen wird. Die Südküste Mittelrusslands
hat den besten Schutz in dem Donau-Delta, das
sich von Zuleica ostwärts als breites Sand-
land vorlegt und durch seinen flachen
Boden, sowie durch die ungeheuren Moore- und
Schilfpflanzen ein beträchtliches Hindernis für
den Vormarsch eines feindlichen Heeres bildet.
Friedem ist auch nach dieses Land durch den
Friedensfluß Kilia, der auf der Mitte des
nach ihm genannten Kilia Flusses liegt, ge-
schützt. Der Abfluß des Flusses von Zuleica
als Übergangsort hat somit eine der günstigsten
Stellen berücksichtigt, die für die Überführung
des Donaulandes in Betracht kommen. Im
Gebirge haben unsere Truppen den ge-
naueren Beobachtungen entzogen, die sie gegen-
über den wütenden Angriffen zu behaupten und
durch starke Besatzungen abzusichern ver-
mochten. Es sind hiermit sehr hohe Stütz-
punkte zur Abwehr feindlicher Angriffe gefestigt
worden. Doch weiter gegen Südosten führt
unser Stellung an der Kuma entlang mit dem
Stützpunkt bei Fociani, um von hier aus an
den Stütz zu gelangen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Gelegenheit des Empfanges der Parla-
mentspräsidenten der verbündeten Staaten in
ihrem Hause hat Staatssekretär Dr. Helfferich
die geschäftliche Einbeziehung des Reichs-
präsidenten hervor, die Gewähr geben für die
unerschütterliche Treue und Unverwundbarkeit der
Völker, die die höchsten Hoffnungen der Feinde
unmöglich machen werden. Der Präsident des
österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Eysler
wies in seiner Antwort auf die ungeheuren
Opfer hin, die unsere Soldaten an den
Fronten für ihr Vaterland bringen. Wir wollen
ihren Treue um Preis stellen und beibehalten
auf ihre Heldentaten blicken.

* Der preussische Justizminister hat die Bestim-
mung der Straftatlichkeiten und Stra-
funterschied für den veränderten
Hilfsdienst getroffen. Wenn Zweifel bei
in dieses Gebiet fallen Gelassen entstehen,
sollen die vaterländischen Interessen den Aus-
schlag geben. In geeigneten Fällen soll bei
Südbündnisse die Gewährung von Aus-
schlag oder Unterbrechung von waffenlos als
bedingte Strafbewehrung in Aussicht genommen
werden. Bei freier Mitarbeiterstellung können
weitere Vergünstigungen in Aussicht genommen
werden.

Frankreich.

* Anlässlich der Kundgebungen der deutschen
Arbeiterheit an den Reichstagler schreibt
„Journalist“ die deutschen Arbeiter
unterstützen ihre Meinung, weil sie überzeugt
sind, daß dies ihrer Sache dienlich ist. Dies ist ver-
ständlich, denn keine andere Regierung zeigte
mehr für die Arbeiter die wahren Interessen
der Arbeiter. In allen sozialen und Organi-
sationsfragen stand Deutschland an der Spitze.
Das Programm des Viererbundes bedeutet
für die deutsche Arbeiterheit die Rückkehr zu
dem altenen Befehlser, ein Rückschlag um
100 Jahre. „Zempe!“ sagt: Je länger der Krieg
dauert, um so bestärkter ist man über die
Geistesverfassung Deutschlands.

Italien.

* Die Aufnahme der vierten Kriegs-
anleihe ist im Maße mehr als fünf-
Luzsatz weiß in einem Artikel im „Corriere
della Sera“ zur Empfehlung nur zu sagen, daß
Italien im Falle seiner Niederlage schlimmere
Schicksal zu erdulden hätte als die Juden von
Babylon. Bezeichnend ist, daß nach der An-
fängung der Kriegsanleihe sich das Goldagio
auf 32% vergrößerte.

Norwegen.

* Der „Nationalrat der norwe-
gischen Frauen“ hat einen Aufruf er-
lassen, der alle Frauen, verheiratet und un-
verheiratet, auffordert, sich daraufhin einzuregistrieren
zu lassen, ob sie gewillt sind, bei etwaigem
Kriegsbeginn an der Front gegen Feind zu stehen.
Die Einregistrierung ist bereits im Gange. Frauen aller
Klassen haben sich gemeldet. Die vorgenommene
Registrierung umfaßt nur entlassene Arbeit.

Griechenland.

* Am griechischen Dreikönigstage wohnte
König Konstantin mit sämtlichen Mi-
nistrern und Vertretern des Meeres und der

Südfanke.

Danachfolgend hat
amen. Nach mehr-
ere bedeutsame Vor-
zu melden, denn
jüngsten Donau-
heit sich um den
ersten Gabelung
St. Georgs-Plan
von 125 Hek-
taren Gabelung an
Monroe durch
eine Dinge von
we zwei der über-
er der ersten und
der Mitte.
durch die un-
abhängigkeits von
500 Quadratmeter,
er weitesten Stre-
Schwarze Meer-
gen. Bei Italien
nur eine Tiefe von
näher von Zuleica,
das Nordufer des
gegen wüßliche An-
den wüßlichen An-
im, die wüßliche
gegen einen über-
italien Stelle des
beht sich offenbar
verlängerung aber
il rund 60 Kilo-
meter ist.

